

Riane Eisler

Kelch & Schwert

Weibliches & männliches Prinzip in der Geschichte

Unsere Geschichte, unsere Zukunft

Aus dem Amerikanischen
übertragen von Christel Rost



Arbor Verlag
Freiamt im Schwarzwald

Für David Loye, meinen Lebens- und Arbeitspartner

Copyright © 1987, 2005 Riane Eisler

Copyright © der deutschen Ausgabe: Arbor Verlag, Freiamt, 2005

Alle Rechte an der deutschen Übersetzung von Christel Rost Peinelt liegen beim C. Bertelsmann Verlag, München, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

The Chalice and the Blade: Our History, our Future, bei Harper & Row, San Francisco

Alle Rechte vorbehalten

1 2 3 4 5 Auflage

04 05 06 07 08 Erscheinungsjahr

Titelfoto: Die Geburt der Venus, Botticelli.

Copyright des Titelfotos © Paolo Tosi, Artothek, 2005

Korrektorat: Amrei Schwalm

Übersetzung des Nachworts: Dr. Ute Weber

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Dieses Buch wurde auf 100% Altpapier gedruckt und ist alterungsbeständig.

Weitere Informationen über unser Umweltengagement

finden Sie unter www.arbor-verlag.de/umwelt.

www.arbor-verlag.de

ISBN 3-936855-16-1

Inhalt

Zum Geleit	9
Danksagung	11
Einführung	
Die Zukunft der Großen Göttin	13
Die Möglichkeiten des Menschen: zwei Alternativen	16
Evolution am Scheideweg	20
Chaos oder Transformation	24
Kapitel 1	
Reise in eine versunkene Welt:	
Die Anfänge der Zivilisation	29
Das Paläolithikum	30
Das Neolithikum	37
Das Alte Europa	44
Kapitel 2	
Botschaften aus der Vergangenheit:	
Die Welt der Göttin	48
Die Kunst des Neolithikums	50
Die Verehrung der Göttin	54
Was kein Patriarchat ist, ist eben ein Matriarchat	59
Kapitel 3	
Der grundlegende Unterschied: Kreta	65
Die archäologische Bombe	66
Lebensfreude und Naturverbundenheit	68
Eine einzigartige Zivilisation	72
Die Unsichtbarkeit des Eindeutigen	78

Kapitel 4

Dunkle Ordnung aus dem Chaos:

Vom Kelch zum Schwert	83
Die Invasoren von der Peripherie	84
Metallverarbeitung und männliche Vorherrschaft	87
Die kulturelle Evolution ändert ihre Richtung	90
Krieg, Sklaverei und Opfer	92
Die Zivilisation wird verstümmelt	95
Die Zerstörung Kretas	98
Eine zerfallende Welt	101

Kapitel 5

Erinnerung an eine versunkene Zeit:

Das Vermächtnis der Göttin	105
Evolution und Transformation	106
Ein goldenes Geschlecht und die Legende von Atlantis	109
Der Garten Eden und die Sumerischen Schrifttafeln ..	111
Die Geschenke der Zivilisation	115
Ein neues Bild der Vergangenheit	124

Kapitel 6

Die Wirklichkeit auf den Kopf gestellt: Teil 1	131
Muttermord ist kein Verbrechen	132
Dominatorisch und partnerschaftlich orientiertes Bewußtsein	135
Die Metamorphosen des Mythos	140

Kapitel 7

Die Wirklichkeit auf den Kopf gestellt: Teil 2	147
Die neue Richtung der Zivilisation	148
Die Unterschlagung der Göttin	151
Sex und Ökonomie	155

Die dominatorische Moral	158
Wissen ist von Übel, Geburt ist schmutzig, der Tod ist heilig	161

Kapitel 8

Die andere Hälfte der Geschichte: Teil 1	166
Unser verborgenes Erbe	169
Die zyklische Einheit der Natur und die Harmonie der Sphären	173
Das antike Griechenland	177
Recht und Unrecht in der Androkratie	184

Kapitel 9

Die andere Hälfte der Geschichte: Teil 2	187
Jesus und Gylanie	188
Die unterdrückten Schriften	193
Die gylanischen Häresien	198
Das Pendel schwingt zurück	200

Kapitel 10

Die Strukturen der Vergangenheit: Gylanie und Geschichte	206
Das Weibliche als historische Kraft	210
Die Geschichte wiederholt sich	215
Frauen als historische Kraft	222
Das weibliche Ethos	226
Das Ende	230

Kapitel 11

Loslösung: Die unvollendete Transformation	234
Das Versagen der Vernunft	235
Die Herausforderung der androkratischen Prämissen ..	239
Die weltlichen Ideologien	242

Das dominatorische Modell	248
Vorwärts oder zurück?	252

Kapitel 12

Eine dominatorische Zukunft:

Der Zusammenbruch der Evolution	256
Die unlösbaren Probleme	257
Frauenfragen und Menschheitsfragen	260
Die totalitäre Lösung	266
Neue Realitäten und alte Mythen	270

Kapitel 13

Der evolutionäre Durchbruch:

Eine Zukunft in Partnerschaft	274
Ein neues Realitätsverständnis	276
Eine neue Wissenschaft und eine neue Spiritualität ...	282
Eine neue Politik und ein neues Wirtschaftsverständnis	287
Wandel	292

Nachwort	301
Anmerkungen	313
Abbildungen und Tabellen	359

Zum Geleit

Das Zusammenleben auf unserer Erde ist in eine gefährliche Phase eingetreten. Innerhalb kurzer Zeit haben tiefgreifende politische Veränderungen im Osten uns Probleme beschert, vor denen die Menschen im Westen nach dem Zweiten Weltkrieg jahrzehntelang durch den Eisernen Vorhang geschützt waren. Die Illusion, daß mit der Beendigung des Ost-West-Konfliktes eine Zeit des Friedens in Europa einkehren würde, wurde bald durch ethnisch-nationalistische Bestrebungen und Kriegsbrände zerstört. Das Nord-Süd-Gefälle ist über die Jahre immer steiler geworden, aber die Bereitschaft des Teilens nicht in gleichem Maße gewachsen.

Nicht nur beim Zusammenleben der Völker und Staaten, sondern auch mit unserem Verhältnis zur Natur stehen wir vor großen Herausforderungen, die nur gemeinsam und grenzübergreifend bewältigt werden können. Wir müssen einfach zur Kenntnis nehmen, daß es keinen Frieden für die menschliche Gesellschaft geben wird, solange unsere Einstellung gegenüber der Natur und unserer Umwelt aggressiv und ausbeuterisch ist. Ich setze mich daher sowohl als Mitglied des Club of Rome als auch mit der International Partnership Initiative (I.P.I.), die nach dem Fall der Mauer in Wolfsburg gegründet wurde, dafür ein, daß Wege aufgezeigt und auch beschritten werden, die aus der vielgesichtigen Krise herausführen.

Immer wieder wird die Forderung nach mehr Toleranz im Zusammenleben erhoben. Toleranz läßt den anderen gelten mit seiner abweichenden Meinung. Rosa Luxemburgs Wort von der Freiheit, die immer die Freiheit der Andersdenkenden ist, scheint mir dafür die beste Deutung. Aber solche Toleranz, die selbst schon ein hoher Anspruch ist, genügt nicht. Wir müssen einen weiteren Schritt nach vorn machen und den anderen als Partner gewinnen für gemeinsame, unterschiedliche Interessen überwölbende Ziele. Ein solches Ziel mag so allgemein sein wie das Zusammenleben aller in Frieden und Freiheit oder die Beseitigung von Not und Elend auf unserem Planeten; oder so speziell wie das gemeinsame Handeln mit dem Menschen neben mir, meinem Nächsten. Partnerschaft heißt für mich ethische Verantwortung und die ständige Suche nach Gemeinsamkeiten sowie die Anerkennung und Einhaltung von Regeln. Partnerschaft ist aber auch die beste Voraussetzung für erfolgreiche Konfliktbewältigung.

Es gibt viele Hinweise auf Wege aus der Gefahr, aber Riane Eislers Buch *Kelch & Schwert* hat mir die Augen geöffnet für die fundamentale Bedeutung einer neuen Partnerschaft der Geschlechter, die Voraussetzung ist für die Verwirklichung einer friedvollen und partnerschaftlichen Zukunft. Die Tatsache, daß wir in einer androkratischen, einer von Männern und männlichen Idealen und Zielen geprägten Gesellschaft leben, haben die Wahrnehmung der Probleme und die Perspektiven ihrer wirksamen Lösung verzerrt. Riane Eisler aber zeichnet ein neues Bild vom Menschen. Der Mensch ist nicht aus einer Welt zivilisatorischer Primitivität und aggressiver Barbarei in die abendländische Geschichte eingetreten. Er hat bereits im Neolithikum Möglichkeiten des partnerschaftlichen Zusammenlebens der Geschlechter und in der Gesellschaft sowie mit der Natur verwirklicht. Bevor die androkratische Ordnung mit dem Schwert das friedvolle Leben beseitigte, diente die Technik allein dem Leben.

Auch wenn wir im Leben viele Rollen spielen, so prägt sich in ihnen doch ein alles verbindender Charakter aus. Das ist der Grund, warum der Umgang der Geschlechter miteinander so wichtig ist für Kinder, die zuerst von ihren Eltern grundlegende Verhaltensweisen lernen. Aber über diese essentielle Bedeutung hinaus ist die Partnerschaft der Geschlechter in Beruf und Gesellschaft das Mittel, um aus der Aggression und dem Kampf zu einem Zusammenleben zu kommen, in dem Mütterlichkeit und Fürsorge zu den herrschenden Werten zählen. Man braucht sich nur einmal vorzustellen, wie heute unsere Technik aussähe, wenn sie in der Vergangenheit allein in den Dienst der Lebenserhaltung gestellt gewesen wäre!

Riane Eislers Buch, das in seiner Bedeutung für unser Welt- und Menschenbild von Ashley Montagu, dem großen alten Mann der amerikanischen Anthropologie, meines Erachtens zu Recht mit dem bahnbrechenden Werk von Darwin verglichen wird, hat meine Hoffnung auf eine Welt der Partnerschaftlichkeit gestärkt und mir neuen Mut gegeben, in allen Lebensbereichen Partnerschaft zu fördern und von mir selbst und anderen noch nachdrücklicher einzufordern.

WOLFSBURG, FRÜHJAHR 1993

DANIEL GOEUEVERT

Danksagung

Das Entstehen dieses Buches ist in vielerlei Hinsicht einer Kooperative zu verdanken, zumal es sich auf die Werke und Visionen zahlloser Frauen und Männer bezieht, die überwiegend in den Anmerkungen aufgeführt sind. Darüber hinaus waren aber auch viele andere Menschen beteiligt, deren kritische Bemerkungen und Vorschläge, deren Hilfe bei der Manuskripterstellung und Drucklegung, vor allem aber: deren Unterstützung und Ermutigung in den vergangenen zehn Jahren von unschätzbarem Wert für mich waren.

Was allein David Loye, dem ich das Buch gewidmet habe, zu dessen Entstehung beigetragen hat, ist so umfangreich, daß ich keine Möglichkeit sehe, meine Dankbarkeit dafür auch nur halbwegs angemessen auszudrücken. Wenn ich behauptete, daß dieses Buch ohne die viele Jahre währende, reife und tatkräftige Partnerschaft mit diesem großartigen Mann und Menschen nicht hätte geschrieben werden können, so ist das keineswegs übertrieben. Wie viele Male hat er nicht seine eigenen so wichtigen sozialwissenschaftlichen Forschungen vernachlässigt, um mir sein Wissen, seine Gedanken und Vorstellungen, seine Erfahrungen bei der Erstellung eines Buchmanuskripts zugute kommen zu lassen! Vor allem aber schenkte er mir ein selbstloses, hingebendes Verständnis und eine Geduld, die normale menschliche Grenzen bei weitem übersteigt.

Daß zu diesem Buch auch zahlreiche Frauen ihren Beitrag geleistet haben, versteht sich von selbst. Besonderen Dank schulde ich meiner Freundin und Kollegin Annette Ehrlich, die trotz ihrer enormen beruflichen Anspannung als Psychologieprofessorin und wissenschaftliche Beraterin von Verlagen und Herausgebern stets die Zeit fand, die von Mal zu Mal umfangreicheren Manuskripte zu lesen, aus denen *Kelch & Schwert* schließlich entstand. Ihre freimütige lektorische Kritik und ihre unerschütterliche Aufmunterung meines mitunter recht lahmen Engagements waren ungemein hilfreich für mich. Überaus dankbar bin ich auch Carole Anderson, Fran Hosken, Mara Keller, Rebecca McCann, Isolina Ricci und der verstorbenen Wilma Scott Heide. Sie alle haben mein Manuskript in seinen verschiedenen Stadien der Vollendung ganz oder größtenteils aufmerksam gelesen, wichtige Verbesserungsvorschläge gemacht und mir hilf- und liebevoll zur Seite gestanden. Großen Dank schulden das Buch und ich auch Ashley Montagu, der die

Vollendung zweier seiner eigenen Bücher aufschob, um *Kelch & Schwert* Satz für Satz und Zeile für Zeile durchzugehen. Von allen Beweisen des Glaubens an meine Arbeit war dieser eine – von einem Mann, der den Großteil seines langen und außerordentlich produktiven Lebens dem Ziel verschrieben hat, die Menschheit zu bessern – ungemein hilfreich und ermutigend für mich.

Um wirklich allen, die auf ihre Art Wichtiges zu diesem Buch beigetragen haben, meinen angemessenen Dank abzustatten, bedürfte es beinahe eines weiteren Buches. Ich bedanke mich für die Hilfe und Unterstützung meiner Töchter Andrea und Loren Eisler, meiner Agentin Ellen Levine sowie bei den vielen anderen, die sich meines Buches in seiner letzten Herstellungsphase mit großer Sachkenntnis angenommen haben.

Zu all jenen, die Teile des Buches noch im Entstehungsstadium aus professioneller Berufenheit gelesen und mit wertvollen Kommentaren versehen haben, zählen die Archäologen Marija Gimbutas und Nicolas Platon, die Soziologinnen Jessie Bernard und Joan Rockwell, die Psychologin Jean Baker Miller, die Kultur- und Kunsthistorikerinnen Elinor Gadon und Merlin Stone, die Literaturwissenschaftlerin Gloria Orenstein, der Biologe Vilmos Csanyi, die Theoretiker des »Chaos« und der »sich selbst organisierenden Systeme«, Ervin Laszlo und Ralph Abraham, der Physiker Fritjof Capra, die Futurologen Hazel Henderson und Robert Jungk und die Theologin Carol Christ. Teile des Manuskriptes wurden gelesen, wichtige Anregungen, Informationen, Ermutigung und Unterstützung wurden – in alphabetischer Reihenfolge – auch beigetragen von Andra Akers, Lettie Bennett, Maier Greif, Mary Hardy, Helen Helmer, Allie Hixson, Elizabeth Holm, Barbara Honegger, Al Ikof, Ed Jarvis, Abida Khanum, Samson Knoll, Pat Lala, Susan Mehra, Mary und Lloyd Morain, Hilikka Pietila und Cosette Thomson. Es gäbe noch viele Namen hinzuzufügen, doch kann ich allein aus Platzmangel nicht jedefrau und jedermann erwähnen. Ich bitte dafür ebenso um Entschuldigung wie für jede eventuelle Gedächtnislücke meinerseits, denn ich würde mich überaus gerne bei allen, wirklich allen, die mir in den vielen Jahren meiner Forschungen, Recherchen und Manuskriptniederschrift mit intellektueller Anregung und emotioneller Ermutigung zur Seite standen, ausdrücklich bedanken.

Einführung

Die Zukunft der Großen Göttin

Dieses Buch öffnet eine Tür. Den Schlüssel dazu schmiedeten viele Menschen und Bücher. Es wird weiterer Menschen und Bücher bedürfen, um das Panorama, das sich vor unseren Augen auftut, in all seinen Einzelheiten zu erforschen. Doch selbst, wenn wir die Tür nur einen Spalt breit öffnen können, erschließen sich uns faszinierende neue Erkenntnisse über unsere Vergangenheit und unsere potentielle Zukunft.

Diese Tür zu finden, war zeit meines Lebens mein Ziel. Schon früh erkannte ich, daß das, was die Menschen als gegeben hinnehmen – »weil es nun mal so ist« –, längst nicht in allen Kulturkreisen identisch ist. Ebenso früh entwickelte ich eine leidenschaftliche Anteilnahme am Schicksal der Menschheit. Die scheinbar sichere Welt meiner Kindheit wurde durch den Einmarsch der Nazis in Österreich in ihren Grundfesten erschüttert. Ich war dabei, als mein Vater von der Gestapo verschleppt wurde. Nachdem es meiner Mutter wie durch ein Wunder gelang, seine Freilassung zu erreichen, mußten wir dennoch sofort fliehen, um unsere Haut zu retten. Es verschlug uns zunächst nach Kuba, dann in die Vereinigten Staaten. Ich lernte auf diese Weise drei verschiedene Kulturen kennen, von denen jede einzelne ihre eigenen, unverbrüchlichen Wahrheiten besaß. Und ich begann, viele Fragen zu stellen – Fragen, die für mich weder damals abstrakt waren noch jemals abstrakt sein werden.

Warum jagen und verfolgen die Menschen einander? Woher kommt die oftmals infame Unmenschlichkeit und Brutalität der Menschen im

Umgang mit ihren männlichen und weiblichen Artgenossen? Welche Kräfte stecken dahinter, wenn immer wieder die Grausamkeit über die Güte, der Krieg über den Frieden, die Destruktion über die konstruktive Umsetzung unserer Ideen siegt?

Von allen Lebewesen auf diesem Planeten sind wir es, die säen und ernten, Gedichte schreiben und Melodien komponieren können. Nur wir kennen die Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit, können unseren Kindern Lesen und Schreiben beibringen, sind imstande, zu lachen und zu weinen. Dank unserer einzigartigen Fähigkeit, neue Realitäten gedanklich vorwegzunehmen und sie mit Hilfe immer ausgefeilterer Technologien auch zu verwirklichen, gestalten wir unsere Evolution buchstäblich selber mit. Und dennoch sieht es zur Zeit so aus, als wolle diese seltsame Spezies Mensch nicht nur ihrer eigenen Evolution ein Ende setzen, sondern durch kastastrophalen ökologischen Raubbau und nuklearen Overkill allem Leben auf diesem Planeten den Garaus machen.

Ich studierte, hatte Kinder und konzentrierte mich in meinen Forschungsarbeiten und Publikationen zunehmend auf die Zukunft. Meine Besorgnis wuchs. Wie viele andere gelangte ich zu der Überzeugung, daß sich die Menschheit einem Wendepunkt nähert, an dem sie sich entscheiden muß, welche Richtung sie einschlagen will. Es ist eine Entscheidung von großer Tragweite, und wir müssen uns fragen: Welchen Kurs wählen wir?

Sozialisten und Kommunisten behaupten, die Wurzel allen Übels sei der Kapitalismus. Kapitalisten beharren darauf, es sei der Kommunismus, der uns ruiniert. Nicht wenige meinen, all unsere Probleme auf das »industrielle Paradigma«, unser »wissenschaftliches Weltbild« zurückführen zu müssen. Andere wiederum suchen die Schuld bei Humanismus und Feminismus, beklagen die wachsende Säkularisierung der Welt und fordern vehement die Rückkehr zu einer »guten alten Zeit«, in der die Welt einfacher, übersichtlicher und religiöser war.

Doch wenn wir uns selbst betrachten – wozu uns schon das Fernsehen und das unerbittliche allmorgendliche Ritual der Zeitungslektüre beim Frühstück zwingen –, erkennen wir rasch die Verstrickung aller Nationen in den Rüstungswettlauf und andere irrationale Zwänge, die uns und unsere Umwelt bedrohen. Kapitalistische, sozialistische

und kommunistische Länder sind gleichermaßen betroffen. Und ein Blick in die Vergangenheit genügt, um uns klarzumachen, daß in den »übersichtlicheren«, vorindustriellen und vorwissenschaftlichen Gesellschaften noch mehr Gewalt und Ungerechtigkeit herrschte als heute: Bei den Hunnen, Römern, Wikingern und Assyrern waren furchtbare Massaker an der Tagesordnung; die Grausamkeit der Kreuzzüge und der Inquisition ist hinreichend bekannt.

Unsere Vergangenheit kann nicht unsere Zukunft sein, soviel ist klar. Aber in welcher Richtung soll es weitergehen? Viel wurde und wird geschrieben über *New Age*, ein »neues Zeitalter«, eine umfassende, bislang beispiellose kulturelle Transformation.¹ Doch was ist darunter in der Praxis zu verstehen? Eine Transformation von woher nach wohin? Wie ändert sich unser Alltagsleben, wie der Kurs unserer Evolution? Welche Möglichkeiten für Veränderungen tun sich auf? Ist die Abkehr von einem System, das in regelmäßigen Abständen Kriege, soziale Ungerechtigkeit und ökologisches Ungleichgewicht produziert, überhaupt realisierbar? Kann es wirklich ersetzt werden durch eine friedliche Gesellschaft, in der soziale Gerechtigkeit herrscht und das ökologische Gleichgewicht gewahrt bleibt? Vor allem aber: Welche Veränderungen innerhalb der Gesellschaft sind die Voraussetzungen für eine solche Transformation?

Die Suche nach Antworten auf all diese Fragen veranlaßte mich zu einer intensiven Wiederaufnahme der Beschäftigung mit Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Menschheit. Das vorliegende Buch ist ein Teilergebnis meiner Studien, die sich von den meisten früheren Untersuchungen auf diesem Gebiet insofern unterscheiden, als sie nicht nur die *gesamte* Menschheitsgeschichte (einschließlich der Vor- und Frühgeschichte) berücksichtigen, sondern auch die Menschheit *in ihrer Gesamtheit*, das heißt: sowohl ihre weibliche als auch ihre männliche Hälfte.

Eine Fülle von Belegen aus Archäologie und Kunst, Religion und Gesellschaftswissenschaften, Geschichte und vielen anderen Forschungsbereichen wurde zu neuen Mustern verwoben, die den verfügbaren Daten gerechter werden, als das bisher der Fall war. So erzählt das vorliegende Buch die Geschichte unserer kulturellen Ursprünge aus einer neuen Sicht. Dabei wird deutlich, daß weder Gott noch die Biologie uns dazu bestimmt haben, einen Krieg nach dem anderen zu

führen und uns im permanenten »Kampf der Geschlechter« zu zermürben. Wir werden erkennen, daß eine bessere Zukunft möglich ist und daß diese ihre Wurzeln in den traumatischen Begebenheiten unserer Vergangenheit besitzt.

Die Möglichkeiten des Menschen: zwei Alternativen

Wir alle kennen die Legenden über eine längst vergangene Zeit der Harmonie und des Friedens. Die Bibel berichtet von einem Garten, in dem Frau und Mann mit sich und der Natur in Eintracht lebten – bis ein männlicher Gott verfügte, die Frau habe fortan dem Manne untertan zu sein. Das chinesische *Tao-te-ching* beschreibt eine Zeit, da das *Yin*, das weibliche Prinzip, noch nicht vom männlichen *Yang* beherrscht wurde, eine Zeit, in der die Weisheit der Mutter noch geachtet und vor allem befolgt wurde. Der altgriechische Dichter Hesiod spricht von einer »goldenen Rasse«, die »friedlich und heiter« die Erde pflügte, bevor eine »mindere Rasse« ihren Kriegsgott einführte. Doch wenngleich sich die Wissenschaft darin einig ist, daß die genannten Werke in vielen Einzelheiten auf tatsächlichen Ereignissen beruhen, gibt es eine lange Tradition, alle Verweise auf eine Zeit, da Frauen und Männer in Partnerschaft lebten, als bloße Phantasie abzutun.

Als die Archäologie noch in den Kinderschuhen steckte, waren es die Ausgrabungen von Heinrich und Sophia Schliemann, die bewiesen, daß das Homersche Troja tatsächlich existiert hat. In unserer Zeit enthüllen neue Grabungen und wissenschaftlich fundierte Neuinterpretationen älterer Funde, daß Geschichten wie die der Vertreibung aus dem Garten Eden ebenfalls von realen Ereignissen in der Vergangenheit abgeleitet sind: von Volksüberlieferungen aus der Zeit der frühesten agrarischen (oder neolithischen) Gesellschaften, die die ersten Gärten auf dieser Erde anlegten. Ebenso könnte (wie der griechische Archäologe Spyridon Marinatos schon vor beinahe fünfzig Jahren vermutete) die Legende vom Untergang des sagenhaften Atlantis ein verstümmelter

Bericht über die minoische Kultur auf Kreta sein, von der man heute annimmt, daß sie durch Erdbeben und gewaltige Springfluten zerstört wurde.²

Ebenso wie zu Zeiten des Kolumbus die Entdeckung, daß die Erde keine flache Scheibe ist, den Zugang zu einer faszinierenden neuen Welt eröffnete, so eröffnen uns heute neue archäologische Entdeckungen – der britische Archäologe James Mellaart spricht von einer »veritablen archäologischen Revolution« – die faszinierende Welt unserer versunkenen Vergangenheit.³ Sie legen Zeugnis ab von einer langwährenden Ära des Friedens und Wohlstands, in der die soziale, technologische und kulturelle Evolution große Fortschritte machte: viele Jahrtausende, in denen die Grundtechniken unserer Zivilisation entwickelt wurden – und dies in Gesellschaften, die keine Männerherrschaft, keine Hierarchien und kaum Gewalt kannten.

Weitere Indizien dafür, daß es in der Frühzeit des Menschen Formen des Zusammenlebens gab, deren Organisation sich grundlegend von der unseren unterschied, sind die vielen, anders gar nicht zu erklärenden Darstellungen einer weiblichen Gottheit in der antiken Kunst und Mythologie, ja sogar in der Geschichtsschreibung. Die Vorstellung vom Universum als allespendende Mutter hat sich – wenngleich in modifizierter Form – bis in unsere Zeit erhalten. In China werden die weiblichen Gottheiten Ma Tsu und Kuan Yin noch immer als wohlthätige und mitfühlende Göttinnen verehrt. Der Anthropologe P. S. Sangren meint sogar, daß »Kuan Yin unbestreitbar die populärste der chinesischen Gottheiten ist.«⁴ Gleichermäßen weit verbreitet ist auch die Verehrung Mariens, der Mutter Gottes. Obwohl die katholische Theologie sie zur Nicht-Gottheit degradiert, wird ihre Göttlichkeit indirekt anerkannt – und zwar sowohl durch die Anrufung als Muttergottes als auch durch die Millionen von Gebeten, die täglich Schutz und Trost von ihr erfliehen. Darüber hinaus weist die Geschichte von Jesu Geburt, Tod und Auferstehung Ähnlichkeiten mit früheren »Mysterienkulten« auf, in deren Mittelpunkt eine göttliche Mutter und ihr Sohn (oder, wie bei der Verehrung von Demeter und Kore, ihre Tochter) stehen.

Es ist durchaus plausibel, daß die früheste Darstellung göttlicher Macht in menschlicher Gestalt eher weiblichen als männlichen Geschlechts gewesen ist. Als unsere Vorfahren anfangen, die uralten Fragen zu stellen – Wo sind wir vor unserer Geburt? Was wird aus uns,

wenn wir gestorben sind? –, muß ihnen aufgefallen sein, daß das Leben aus dem Körper der Frau hervorgeht. Es wäre für sie nur natürlich gewesen, sich das Universum als allespendende Mutter vorzustellen, aus deren Leib jegliches Leben entspringt und in den, den Vegetationszyklen gleich, nach dem Tode alles zurückkehrt, um von neuem geboren zu werden. Ebenso plausibel ist es anzunehmen, daß Gesellschaften mit einer solchen Vorstellung von den Mächten, die die Welt regieren, eine ganz andere Sozialstruktur gehabt haben als jene, die einen göttlichen Vater anbeten, der Donnerkeile schleudert und/oder das Schwert schwingt. Logisch erscheint auch die Annahme, daß Frauen in Gesellschaften, die die das Universum beherrschenden Mächte in weiblicher Gestalt verkörpert sahen, nicht als untergeordnete Dienerinnen galten und daß »weibliche« Eigenschaften wie Fürsorge, Mitleid und Gewaltlosigkeit dort einen hohen Stellenwert besaßen. Der Umkehrschluß, daß Frauen in Gesellschaften, in denen sie nicht von den Männern beherrscht wurden, ihrerseits Herrschaft über die Männer ausgeübt haben müssen, macht (dagegen) keinen Sinn.

Als im neunzehnten Jahrhundert bei Ausgrabungen die ersten Belege für die Existenz solcher Gesellschaften zutage gefördert wurden, war man nichtsdestoweniger sehr schnell mit dem Schluß bei der Hand, es müsse sich um »Matriarchate« gehandelt haben. Später, als die Beweislage eine solche Folgerung nicht mehr zuließ, setzte sich von neuem die These durch, die menschliche Gesellschaft sei von jeher männerbeherrscht, und daran werde sich bis in alle Ewigkeit nichts ändern. Doch wenn wir uns von den vorherrschenden Realitätsvorstellungen lösen, erkennen wir eine andere logische Alternative. Es kann durchaus Gesellschaftsformen geben, in denen Verschiedensein nicht zwangsläufig gleichgesetzt wird mit Unter- oder Überlegenheit.

Zu den Ergebnissen meiner Studien über die menschliche Gesellschaft aus holistischer, geschlechtsübergreifender Sicht gehörte eine Theorie der kulturellen Evolution, die ich *kulturelle Transformationstheorie* genannt habe. Sie geht davon aus, daß trotz gewaltiger Unterschiede an der Oberfläche allen Formen menschlichen Zusammenlebens zwei gesellschaftliche Basismodelle zugrunde liegen.

Das erste – ich nenne es das *dominatorische* oder *Herrschaftsmodell* – wird gemeinhin als Patriarchat oder Matriarchat bezeichnet. Ich verstehe darunter die *Überordnung* einer Hälfte der Menschheit

über die andere. Das zweite Modell, in dem soziale Beziehungen primär auf dem Prinzip der *Verbindlichkeit* oder des *Konsenses* und nicht auf Rangordnungen beruhen, dürfte am besten mit der Bezeichnung *Partnerschaftsmodell* umschrieben sein. Es setzt Verschiedenheit nicht mit Unter- oder Überlegenheit gleich, obwohl es die Unterschiede zwischen männlich und weiblich und ihre grundlegende Bedeutung für die Spezies Mensch anerkennt.⁵

Die *Kulturelle Transformationstheorie* geht außerdem davon aus, daß Partnerschaftlichkeit ursprünglich Hauptziel unserer kulturellen Evolution war, daß es jedoch nach einer langen Periode des Chaos und der Unruhe, die einen nahezu vollständigen kulturellen Niedergang zur Folge hatte, zu einem entscheidenden gesellschaftlichen Umbruch kam. Der in westlichen Gesellschaften relativ einfache Zugang zu Datenmaterial (den man der ethnozentrischen Sichtweise der westlichen Gesellschaftswissenschaften verdankt) erleichtert uns die Analyse dieses Umbruchs am Beispiel der kulturellen Evolution des Abendlandes; es gibt allerdings auch Indizien dafür, daß der Wandel von der partnerschaftlich orientierten zur dominatorischen Gesellschaft in anderen Teilen der Welt ungefähr parallel verlief.⁶

Jenes umwälzende Ereignis in der Frühgeschichte der abendländischen Zivilisation, das einen totalen Richtungswandel im Verlauf unserer kulturellen Evolution bedeutete, blockierte zugleich die Fortentwicklung jener Gesellschaften, die die lebenspendenden und -erhaltenden Mächte des Universums verehrten, und deren Symbol bis in unsere Zeit der Kelch oder Gral ist. Invasoren aus den Randbereichen der damals bekannten Welt tauchten am prähistorischen Horizont auf und etablierten eine ganz andere Form sozialer Organisation. Sie verehrten – in den Worten von Marija Gimbutas, Archäologin an der University of California – »die tödliche Macht des Schwerts«⁷, das heißt die Macht, die Leben nimmt, anstatt Leben zu geben, und schufen damit die letztlich entscheidende Voraussetzung zur Errichtung und Festigung einer dominatorischen Herrschaft.

Evolution am Scheideweg

Wir stehen heute vor einer möglicherweise für die Menschheit grundlegenden Entscheidung. Zu einer Zeit, da die tödliche Macht des Schwertes droht, millionenfach verstärkt durch Megatonnen von Atomsprengeköpfen, jeder Form menschlicher Kultur auf Erden ein Ende zu setzen, sind die neuen Erkenntnisse, von denen dieses Buch berichtet, nicht nur ein Fortsetzungskapitel in der Geschichte unserer Vergangenheit. Von entscheidender Bedeutung ist vielmehr, was sie uns über unsere Gegenwart und potentielle Zukunft sagen.

Jahrtausende hindurch haben Männer Krieg geführt, und das Schwert war das Symbol der Männlichkeit schlechthin. Damit soll nun keineswegs gesagt werden, daß Männer von Natur gewalttätig und kriegerisch wären.⁸ Es hat in historischer Zeit stets auch friedfertige, gewaltlose Männer gegeben. Und natürlich gab es in den prähistorischen Gesellschaften, in denen – symbolisiert durch den Kelch – die lebenspendende und -erhaltende Macht höchste Verehrung genoß, nicht nur Frauen. Nicht das Geschlecht der Männer ist das Grundproblem, sondern ein soziales System, welches die Macht des Schwertes zum Ideal erhebt – ein System, in dem sowohl Männern als auch Frauen beigebracht wird, echte Männlichkeit mit Gewalt und Herrschaft gleichzusetzen und Männer, die diesem Ideal nicht entsprechen, als »zu weich« oder »weibisch« anzusehen.

Allein die Vorstellung, es könne eine Gesellschaft geben, die grundlegend anders strukturiert ist, fällt vielen Menschen schwer, ganz zu schweigen von dem Gedanken, unsere Zukunft könne in irgendeiner Weise entscheidend von Frauen oder weiblichen Eigenschaften geprägt sein. Ein Grund hierfür liegt darin, daß in männerbeherrschten Gesellschaften alles, was mit Frauen und Weiblichkeit zusammenhängt, automatisch als sekundär oder als »Frauenproblem« abgetan wird und – wenn überhaupt – erst dann auf die Tagesordnung kommt, wenn die »wichtigeren Probleme« gelöst sind. Eine andere Ursache dafür ist, daß wir bisher einfach nicht die nötigen Informationen besaßen. Obwohl die Menschheit, wie allgemein ersichtlich, aus zwei Hälften besteht (aus Frauen und Männern), war und ist nach wie vor in den meisten gesellschaftswissenschaftlichen Beiträgen der Mann der Hauptprotagonist – ja, häufig sogar der einzig Agierende.

Aufgrund dieser Art Anthropologie – für die die Definition »Wissenschaft vom Mann« allemal zutreffender wäre als »Wissenschaft vom Menschen« – stand den meisten Sozialwissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen nur unvollständiges und einseitiges Datenmaterial zur Verfügung, das in jedem anderen Kontext sofort als völlig unzureichend entlarvt worden wäre. Bis heute bleiben Informationen über Frauen vorrangig auf das intellektuelle Ghetto der »Frauenforschung« beschränkt; zudem haben sich die Untersuchungen der Feministinnen – infolge ihrer unmittelbaren (wenngleich lange geleugneten) Bedeutung für das Leben der Frauen durchaus verständlich – überwiegend auf die Frage konzentriert, welche Auswirkungen das Studium von Frauenthemen auf Frauen hat.

Dieses Buch geht insofern einen anderen Weg, als es sich zunächst darauf konzentriert, wie wir die Beziehungen zwischen den beiden Hälften der Menschheit so organisieren können, daß die Gesellschaft *in ihrer Gesamtheit* davon profitiert. Es ist offenkundig, daß die Struktur dieser Beziehungen das Leben der Männer ebenso wie das der Frauen, ihr Rollenverhalten im Alltag und ihre Lebensoptionen, entscheidend beeinflußt. Nicht minder bedeutsam, wenngleich gemeinhin übersehen, ist ein Problem, dessen Tragweite erkennbar wird, sobald es erst einmal beim Namen genannt ist: Wie können wir die fundamentalste aller menschlichen Beziehungen (ohne die die Spezies Mensch nicht überleben kann) gestalten und strukturieren? Die Art und Weise, wie Frau und Mann miteinander umgehen, hat weitreichende Auswirkungen auf all unsere Institutionen, Wertvorstellungen und – wie die folgenden Seiten zeigen werden – auf die Zielrichtung unserer kulturellen Evolution; insbesondere bestimmt sie darüber mit, ob letztere einen friedfertigen oder einen kriegerischen Verlauf nimmt.

Wenn wir hier innehalten und ein wenig nachdenken, entdecken wir, daß es nur zwei Grundmöglichkeiten für die Gestaltung der Beziehungen zwischen der weiblichen und der männlichen Hälfte der Menschheit gibt. Alle Gesellschaften orientieren sich entweder am dominatorischen Modell – in dem menschliche Hierarchien letztlich durch Gewalt oder durch Androhung von Gewalt aufrechterhalten werden – oder am Partnerschaftsmodell. Daneben kommen diverse Zwischenformen vor. Eine neue Betrachtungsweise, die Männer *und* Frauen berücksichtigt, führt uns zu der Erkenntnis, daß es sowohl für

die dominatorisch als auch für die partnerschaftlich orientierte soziale Organisation typische Strukturen gibt. Um ein Beispiel zu geben: Vom konventionellen Standpunkt aus betrachtet, haben Hitlers Deutschland, Khomeinis Iran, das Japan der Samurai und das Aztekenreich Mittelamerikas nichts miteinander gemein. Sie sind durch ihre ethnische Herkunft, den Stand ihrer technologischen Entwicklung und durch ihre geographische Lage voneinander getrennt. Unter der neuen Perspektive der kulturellen Transformationstheorie, welche die Sozialstruktur starrer Männerherrschaften deutlich macht, erkennen wir dagegen erstaunliche Gemeinsamkeiten. Alle vier Gesellschaftsformen sind nicht nur von starrer männlicher Vorherrschaft geprägt, sondern zeichnen sich auch durch eine allgemein hierarchische und autoritäre Sozialstruktur sowie einen hohen Grad gesellschaftlicher Gewalt und durch ständige Kriegsbereitschaft aus.⁹

Umgekehrt lassen sich beeindruckende Parallelen hinsichtlich der sexuellen Gleichberechtigung zwischen ansonsten extrem unterschiedlichen Gesellschaften feststellen. Typisch für solche eher am Partnerschaftsmodell orientierten Gesellschaften ist, daß sie nicht nur weitaus friedlicher sind, sondern auch weit weniger hierarchisch und autoritär strukturiert. Belegt wird dies unter anderem durch anthropologische Forschungen (zum Beispiel über die BaMbuti und die !Kung), durch neuere Studien über die Trends in modernen Gesellschaften mit einem höheren Grad an sexueller Gleichberechtigung (zum Beispiel in Schweden und anderen skandinavischen Ländern) und durch prähistorische und historische Materialien, von denen auf den folgenden Seiten noch detailliert die Rede sein wird.¹⁰

Die Anwendung des Herrschafts- beziehungsweise Partnerschaftsmodells auf die Analyse unserer Gegenwart und unserer potentiellen Zukunft ermöglicht es uns, die konventionelle Polarisierung zwischen Rechts und Links, Kapitalismus und Kommunismus, Religion und Säkularismus, ja, sogar die zwischen Männlichkeitswahn und Feminismus schrittweise zu überwinden. Bei genauerem Hinsehen stellt sich heraus, daß alle neuzeitlichen Bewegungen, die in der Folge der Aufklärung für soziale Gerechtigkeit eintraten – seien sie nun religiös oder atheistisch motiviert –, ebenso wie in jüngerer Zeit auch der Feminismus, die Friedens- und die Umweltbewegung, Teil einer Gesamtströmung sind, die auf die Transformation vom dominatorischen zum

partnerschaftlichen System zustrebt. In einer Zeit wie der unseren, die wie keine Epoche zuvor von ungemein machtvollen Technologien geprägt ist, kann man all diese Bewegungen darüber hinaus als evolutionär bedingte Überlebensstrategie der Spezies Mensch ansehen.

Betrachten wir die Entwicklung unserer Kultur aus der Sicht der kulturellen Transformationstheorie, dann erkennen wir, daß die Wurzeln der globalen Krisen unserer Zeit weit zurückreichen – bis zu jener fundamentalen Umwälzung in der Frühgeschichte, die nicht nur die Sozialstruktur, sondern auch die technische Entwicklung entscheidend veränderte. Danach traten lebenserhaltende und -fördernde Techniken in den Hintergrund und wichen jenen, die durch das Schwert symbolisiert werden und die darauf abzielten, zu zerstören und zu beherrschen. Diese Ausrichtung blieb den größten Teil unserer dokumentierten Geschichte hindurch erhalten. Und sie ist es auch – viel mehr als die Technik an sich –, die heute alles Leben auf unserer Erde zu vernichten droht.¹¹

Nun wird zweifellos der Einwand erhoben werden, daß der frühgeschichtliche Wandel vom Partnerschafts- zum Herrschaftssystem Ergebnis einer evolutionären Anpassung gewesen sein muß. Dem kann freilich entgegengehalten werden, daß nicht jedes evolutionäre Geschehen unbedingt als Folge einer Anpassung zu erklären ist – wie das Aussterben der Dinosaurier höchst anschaulich beweist. Außerdem ist, gemessen an den Maßstäben der Evolution, die kulturelle Entwicklung des Menschen noch viel zu jung, um ein derartiges Urteil zu fällen. Am ehesten muß wohl gesagt werden, daß ein dominatorisches Modell beim gegenwärtigen hohen Stand der technologischen Entwicklung nicht mehr imstande ist, sich anzupassen.

Das Herrschaftsmodell scheint mittlerweile seine logischen Grenzen erreicht zu haben, weshalb viele Männer und Frauen heutzutage althergebrachte Prinzipien der gesellschaftlichen Organisation, einschließlich ihrer stereotypen Geschlechterrollen, ablehnen. Viele andere sehen in den stattfindenden Veränderungen lediglich Anzeichen für den Zusammenbruch des bestehenden Systems, für Chaos und Niedergang, denen um jeden Preis Einhalt geboten werden müsse. Doch gerade weil die Welt, wie wir sie kennen, einem so raschen Wandel unterworfen ist, sehen immer mehr Menschen, daß es durchaus Alternativen gibt.

Kelch & Schwert erkundet diese Alternativen. Doch wenn im folgenden aufgezeigt wird, daß eine bessere Zukunft möglich ist, so folgt daraus noch lange nicht (wie uns manche glauben machen wollen), daß die Evolution zielsicher den drohenden nuklearen oder ökologischen Holocaust umgeht und uns unvermeidlich in ein neues und besseres Zeitalter führt. Die Entscheidung liegt letztlich bei uns.

Chaos oder Transformation

Eine Untersuchung wie die vorliegende nennt die Sozialwissenschaft *action research*.¹² Diese Fachrichtung beschäftigt sich nicht nur mit der Erforschung dessen, was war, was ist oder was sein könnte, sondern versucht darüber hinaus die Frage zu beantworten, wie wir selbst effektiver in unsere eigene kulturelle Entwicklung eingreifen können. Der Rest dieses einleitenden Kapitels soll all jenen, die sich speziell für den wissenschaftlichen Aspekt interessieren, einen genaueren Einblick geben. Leserinnen und Leser, die es vorziehen, gleich bei Kapitel 1 anzufangen, kommen vielleicht später noch einmal auf diese Zeilen zurück.

Bis dato haben sich die meisten Forschungen zur kulturellen Evolution vor allem mit dem Fortschritt von einfachen zu komplizierteren Stadien der technologischen und sozialen Entwicklung befaßt.¹³ Das besondere Augenmerk galt dabei den Epochen umfassenden technologischen Wandels, also z.B. jener Zeit, in der sich der Ackerbau entwickelte, der industriellen Revolution und neuerdings auch dem Übergang ins postindustrielle, elektronische oder atomare Zeitalter.¹⁴ Es handelt sich hierbei um eine Entwicklung, deren soziale und ökonomische Auswirkungen zweifellos enorm waren – die aber eben nur einen Teilaspekt der Menschheitsgeschichte darstellt.

Der andere Teil betrifft eine andere Art von Bewegung: die sozialen Veränderungen, die zur Entwicklung entweder dominatorischer oder partnerschaftlich orientierter Formen der gesellschaftlichen Organisation führten. Wie bereits erwähnt, besagt die zentrale These der kulturellen Transformationstheorie, daß es in der kulturellen Evolution zwei grundlegend verschiedene Entwicklungslinien gibt, je nachdem, ob sich ein Herrschafts- oder ein Partnerschaftsmodell herausbildet.

Die Theorie basiert zum Teil auf einer wichtigen Differenzierung, die sich allerdings noch längst nicht überall durchgesetzt hat. Gemeint ist der Doppelsinn des Begriffs *Evolution*. Im wissenschaftlichen Sprachgebrauch umschreibt *Evolution* die biologische und – weitergefaßt – auch kulturelle Geschichte und Entwicklung der Lebewesen. Daneben ist *Evolution* aber auch ein normativer Begriff, der häufig sogar als Synonym von *Fortschritt* verwendet wird und die Progression von niedrigeren zu höheren Entwicklungsstufen bezeichnet.

In Wirklichkeit war nicht einmal die technologische *Evolution* eine geradlinige Entwicklung von niedrigeren zu höheren Stufen, sondern ein Prozeß, der immer wieder von massiven Rückschlägen – wie etwa dem »Dunklen Zeitalter« der griechischen Geschichte und dem europäischen Mittelalter – unterbrochen wurde.¹⁵ All diesen retardierenden Momenten zum Trotz scheint jedoch eine nie ganz versiegende Tiefenströmung zu existieren, die zu ständig höherer technologischer und gesellschaftlicher Komplexität führt. Parallel dazu gibt es offenkundig ein allgemeinmenschliches Streben nach höheren Zielen – nach Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit. Doch wie Brutalität, Unterdrückung und Kriegslüsterheit, die wie ein roter Faden die Menschheitsgeschichte durchziehen, nur allzu augenfällig beweisen, kann auch hier von Geradlinigkeit keine Rede sein; statt dessen gibt es auch hier, wie die in diesem Buch untersuchten Fakten belegen werden, massive Rückschläge.

Beim Sammeln und Sichten des Materials, von dem ich mir Aufschluß über die Dynamik dieser gesellschaftlichen Prozesse erwartete, habe ich Forschungsergebnisse und Theorien aus vielen sozial- und naturwissenschaftlichen Fachgebieten zusammengetragen. Zwei Quellen erwiesen sich dabei als besonders ergiebig: die neue Frauenforschung und neue wissenschaftliche Erkenntnisse über die Dynamik des Wandels.

Arbeiten wie die des Nobelpreisträgers Ilya Prigogine und Isabelle Stengers auf dem Gebiet der Chemie und der Systemanalyse, die physikalischen Untersuchungen Robert Shaws und Marshall Feigenbaums sowie Humberto Maturanas und Francisco Varelas Forschungen auf dem Gebiet der Biologie haben Eingang in zahlreiche andere Disziplinen gefunden und mit dazu beigetragen, daß die Frage, wie Systeme sich bilden, sich erhalten und sich verändern, neu bewertet wird.¹⁶ Das

daraus entstehende Konglomerat aus Theorie und Fakten wird zuweilen mit der »neuen Physik« gleichgesetzt, die durch Fritjof Capras *Tao of Physics* und *The Turning Point* weite Kreise der Bevölkerung erreicht hat.¹⁷ Auch der Begriff »Chaos-Theorie« findet sich gelegentlich, denn zum erstenmal in ihrer Geschichte wendet sich die Wissenschaft hier der Erforschung plötzlicher, fundamentaler Veränderungen zu – einer Form des Wandels, die heutzutage immer häufiger zu beobachten ist.

Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang auch die neueren Arbeiten von Biologen und Paläontologen wie Vilmos Csanyi, Niles Eldredge und Stephen Jay Gould, die sich mit der Untersuchung evolutionären Wandels befassen, oder auch von Forschern wie Erich Jantsch, Ervin Laszlo und David Loye, die über die Bedeutung der »Chaos-Theorie« für die kulturelle Evolution und die Gesellschaftswissenschaften gearbeitet haben.¹⁸ Damit soll nun keineswegs gesagt werden, die kulturelle Evolution des Menschen und die biologische Evolution seien ein und dasselbe. Daß es zwischen beiden aber gerade in puncto Systemwandel und Selbstorganisation eine Reihe auffälliger Ähnlichkeiten gibt, ist bei allen grundlegenden Unterschieden zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften und selbst bei Berücksichtigung der Tatsache, daß ein mechanistischer Reduktionismus beim Studium sozialer Systeme völlig fehl am Platze ist, nicht von der Hand zu weisen. Alle Systeme werden aufrechterhalten durch sich gegenseitig verstärkende Interaktionen kritischer Bestandteile des Systems. Dementsprechend lassen sich auch zwischen der in diesem Buch vorgelegten »kulturellen Transformationstheorie« und der von Naturwissenschaftlern und Systemanalytikern entwickelten »Chaos-Theorie« einige verblüffende Ähnlichkeiten feststellen. Beide sagen sie uns, was sich an kritischen Verzweigungen einst ereignete (und sich heute jederzeit wieder ereignen kann).¹⁹

So vertreten zum Beispiel Eldredge und Gould die Ansicht, daß die Evolution keine graduelle, stetige Aufwärtsbewegung darstellt, sondern sich eher aus langen Perioden des Gleichgewichts (oder des Mangels an großen Veränderungen) zusammensetzt, die dann, wenn am Rande des Lebensraumes einer Eltern-Spezies neue Arten entstehen, von evolutionären Verzweigungen unterbrochen werden.²⁰ Und obwohl es, wie wir noch sehen werden, deutliche Unterschiede zwischen der Abspaltung neuer Arten und dem Wandel von einem Gesellschaftstyp zum anderen

gibt, gibt es eben auch wichtige Gemeinsamkeiten zwischen Goulds und Eldredges Modell der »peripheren Isolate« als auch den Konzepten anderer »Chaos«-Theoretiker mit jenen Ereignissen im Laufe unserer kulturellen Evolution, die sich jetzt durchaus wiederholen können.

Der Beitrag feministischer Wissenschaftlerinnen zur holistischen Erforschung der kulturellen Evolution – einer Untersuchung, die die Geschichte der Menschheit von den Anfängen bis zur Gegenwart ebenso umfaßt wie *beide* Hälften der Menschheit – ist wesentlich klarer umrissen: Er liefert jene Fakten und Daten, die in konventionellen Quellen nicht zu finden sind. In der Tat wäre die Neubewertung unserer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie sie in diesem Buch vorgelegt wird, nicht möglich gewesen ohne die Werke von Wissenschaftlerinnen wie Simone de Beauvoir, Jessie Bernard, Ester Boserup, Gita Sen, Mary Daly, Dale Spender, Florence Howe, Nancy Chodorow, Adrienne Rich, Kate Millett, Barbara Gelpi, Alice Schlegel, Annette Kuhn, Charlotte Bunche, Carol Christ, Judith Plaskow, Catharine Stimpson, Rosemary Radford-Ruether, Charlene Spretnak, Catharine MacKinnon, Wilma Scott Heide, Jean Baker Miller und Carol Gilligan – um nur einige zu nennen.²¹ Das von den Feministinnen zusammengetragene Datenmaterial und die daraus gewonnenen Erkenntnisse, die bis auf Aphra Behn im 17. Jahrhundert und zum Teil sogar auf noch frühere Quellen zurückgehen, eröffnet der Wissenschaft ebenso wie die »Chaos«-Theorie neue Horizonte.

Obwohl vom Ansatz her diametral entgegengesetzt – hier der traditionell männliche Standpunkt, dort die radikal unterschiedlichen feministischen Erfahrungen und Überzeugungen –, haben feministische Theorien und die »Chaos«-Theorie eine Reihe von Gemeinsamkeiten. Im konventionellen Wissenschaftsbetrieb gelten beide nach wie vor als mehr oder minder mysteriöse Beschäftigungen hart am Rande der abgeseigneten wissenschaftlichen Seriosität (und manchmal jenseits derselben). Beide Denkrichtungen befassen sich intensiv mit Wandlungsprozessen (*Transformation*), und in beiden setzt sich mehr und mehr die Einsicht durch, daß unser gegenwärtiges System vor dem Kollaps steht und daß wir Wege in eine von Grund auf anders strukturierte Zukunft suchen müssen.

Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit den Ursprüngen dieser Zukunft und erforschen die Wege dorthin. Sie berichten von Ereig-

nissen, die sich Jahrtausende vor Beginn der offiziellen Geschichtsschreibung zugetragen haben. Sie erzählen, wie unsere ursprünglich auf Partnerschaft basierende abendländische Kultur plötzlich eine Kehrtwendung vollzog und einen blutigen, von Herrschaftsdenken geprägten, fünftausend Jahre währenden Umweg machte. Sie zeigen, daß die wachsenden Probleme unserer Welt größtenteils nur die logischen Folgen einer nach dem Herrschaftsmodell gestalteten und dem gegenwärtigen Stand der technologischen Entwicklung entsprechenden sozialen Organisation sind, weshalb sie *nicht* innerhalb des Systems gelöst werden können. Und sie demonstrieren, daß es noch einen anderen Kurs gibt, den zu wählen uns, die wir unsere eigene Evolution mitgestalten, nach wie vor offensteht. Die Alternative heißt also *Aufbruch* zu neuen Ufern statt *Zusammenbruch*: Wenn wir bei der Gestaltung unserer Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und im geistigen Bereich neue Wege beschreiten, steht uns ein neues Zeitalter der Partnerschaft bevor.

Kapitel 1

Reise in eine versunkene Welt: Die Anfänge der Zivilisation

Eine weibliche Figur, über 20 000 Jahre konserviert in einem Höhlenheiligtum, gibt Hinweise im Hinblick auf das Denken unserer frühen Vorfahren. Sie ist klein und aus behauenen Stein: eine jener sogenannten »Venus-Statuetten«, wie sie sich in allen prähistorischen Grabungsstätten Europas finden.

Die Statuetten, deren Fundorte sich geographisch über ein weites Gebiet erstrecken – östlich vom Balkan bis zum Baikalsee in Sibirien, westlich von Willendorf bei Wien bis zur Grotte du Fauve in Frankreich –, wurden und werden von manchen Wissenschaftlern als Ausdruck männlichen Erotizismus interpretiert: sozusagen als antikes Pendant zum heutigen *Playboy*-Magazin. Andere Wissenschaftler deuten sie als Objekte, die in primitiven Fruchtbarkeitsriten Anwendung fanden.

Welche Bedeutung hatten diese alten Skulpturen aber wirklich? Können sie tatsächlich als »Produkte der sündigen männlichen Imagination« abgetan werden?¹ Ist der Begriff *Venus* bei der Beschreibung dieser breithüftigen, mitunter schwangeren, stark stilisierten und oftmals gesichtslosen Figuren überhaupt schon angemessen? Oder sagen sie nicht vielmehr etwas Wichtiges über uns selbst aus, darüber, wie Frauen *und* Männer dereinst die *Leben* spendenden Mächte des Universums verehrten?

Das Paläolithikum

Die weiblichen Statuetten der Völker des Paläolithikums sind, zusammen mit ihren Felsmalereien, ihren Höhlenheiligtümern und Begräbnisstätten, wichtige Zeugnisse des geistigen und psychischen Lebens ihrer Zeit. Sie beweisen die Ehrfurcht unserer Vorfahren vor dem Mysterium des Lebens und dem des Todes. Sie belegen, daß der menschliche Lebenswille seinen Ausdruck und seine Bestätigung schon sehr frühzeitig in verschiedenen Ritualen und Mythen fand, verbunden mit dem – noch heute weit verbreiteten – Glauben, daß die Toten durch Wiedergeburt ins Leben zurückkehren können.

»In einem großen Höhlenheiligtum wie demjenigen von Les Trois Frères, Niaux, Font du Gaume oder Lascaux«, schreibt der Religionshistoriker E. O. James, «müssen die Kulthandlungen ein organisierter Versuch seitens der damaligen Menschen gewesen sein, ... die Kräfte und Vorgänge in der Natur mit Hilfe auf das Gemeinwohl gerichteter, übernatürlicher Mittel unter Kontrolle zu bekommen. Die sakrale Tradition, sei sie nun in Zusammenhang mit der Nahrungsversorgung, mit den Mysterien von Geburt und Fortpflanzung oder Tod, entstand und funktionierte, wie es scheint, als Ausdruck des Willens, das Leben nach dem Tode fortzusetzen.«²

Diese sakrale Tradition spiegelte sich in der bemerkenswerten Kunst der Menschen des Paläolithikums, und einer ihrer integralen Bestandteile war die Verbindung der Leben und Tod regierenden Mächte mit der Frau.

Auf die Verbindung des Weiblichen mit der lebenspendenden Kraft deuten auch die Entdeckungen in altsteinzeitlichen Begräbnisstätten. So fand man zum Beispiel in der Felsenhöhle Cro-Magnon in Les Eyzies, Frankreich (wo Forscher 1868 auf die ersten erhaltenen Skelette unserer Vorfahren aus der Jüngeren Altsteinzeit stießen), auf den Leichen und um sie herum sorgfältig arrangierte Kauri-Muscheln. Die Muscheln, die in ihrer Form, wie es James dezent nennt, »dem Portal, durch das ein Kind die Welt betritt«, gleichen, scheinen mit einer Art früher Verehrung einer weiblichen Gottheit assoziiert gewesen zu sein. Laut James war die Kauri-Muschel ein lebenspendendes Symbol. Das gleiche gilt für den Roten Ocker, der in späteren Traditionen das lebenspendende Blut oder das Menstruationsblut der Frau symbolisierte.³

Die Frau wurde allem Anschein nach hauptsächlich mit dem Gebären und der Erhaltung des Lebens assoziiert. Gleichzeitig scheint aber auch der Tod – oder, genauer gesagt, die Wiederauferstehung – ein zentrales religiöses Thema gewesen zu sein. Sowohl die ritualisierte Anordnung der vaginaförmigen Kauri-Muscheln auf den Toten und um sie herum als auch die Praxis, diese Muscheln und/oder die Toten mit Rotem Ocker – als Symbol für die belebende Kraft des Blutes – zu färben, gehörten offensichtlich zu einem Begräbnisritual, dessen Ziel es war, die Verstorbenen durch Wiedergeburt ins Leben zurückzurufen. »Sie weisen«, wie James schreibt, »auf Sterberituale eines seiner Natur nach lebenspendenden Kultes hin, der eng mit den weiblichen Statuetten und anderen Symbolen des Göttinnen-Kults zusammenhängt.«⁴

Zusätzlich zu diesen archäologischen Belegen steinzeitlicher Begräbniskulte lassen sich auch Riten nachweisen, deren Aufgabe es anscheinend war, die Fruchtbarkeit wilder Tiere und Pflanzen zu fördern, welche unseren Vorfahren als Nahrung dienten. So finden sich beispielsweise in der Galerie der unzugänglichen Höhle Tuc d'Audoubert in Ariège auf dem weichen Lehmbooden unterhalb einer Wandmalerei, die zwei Büffel darstellt (ein Weibchen, gefolgt von einem Männchen), Abdrücke menschlicher Füße, von denen angenommen wird, sie seien bei rituellen Tänzen entstanden. Diese Beobachtung erinnert an eine Darstellung in dem Abri (Felsüberhang) von Cogul in Katalonien: Frauen – wahrscheinlich Priesterinnen –, die eine kleinere, nackte männliche Figur umtanzen, vermutlich bei einer religiösen Zeremonie.

All diese Höhlenheiligtümer, Idole, Bestattungen und Kulthandlungen scheinen mit der Vorstellung zusammenzuhängen, daß die Quelle, der das menschliche Leben entspringt, auch der Ursprung allen pflanzlichen und tierischen Lebens sei – dem Glauben an die große Muttergöttin oder Allspenderin, den wir in späteren Perioden der europäischen Zivilisation wiederfinden. Sie sind Zeugnisse für die Erkenntnis unserer Ahnen, daß wir und unsere natürliche Umwelt voneinander abhängige Bestandteile des großen Mysteriums von Leben und Tod sind und daher die Natur in ihrer Gesamtheit mit Achtung zu behandeln haben. Dieses Bewußtsein kommt später noch deutlicher dadurch zum Ausdruck, daß die Gestalt der Göttin entweder mit natürlichen Symbolen wie Tieren, Wasser und Bäumen umgeben oder selbst teilweise als Tier dargestellt ist. Hier treffen wir offenbar auf die zentrale

Thematik unseres verlorengegangenen Erbes. Eine kaum weniger zentrale Rolle innerhalb der Glaubenswelt in prähistorischer Zeit nehmen die offenkundige Ehrfurcht und das Staunen über das Wunder der Menschwerdung ein – das Wunder der Geburt, inkarniert durch den Leib der Frau. Die hier vorgetragenen Argumente und Schlußfolgerungen entsprechen im übrigen keineswegs der bis heute vorherrschenden Lehrmeinung und haben daher bislang auch noch kaum Eingang in Seminare über die Ursprünge der Zivilisation gefunden. Fast überall dominieren – wie auch in den meisten populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen – die Vorurteile früherer Gelehrter, die die Kunst der Steinzeit im Sinne der konventionell-stereotypen Vorstellung von »primitiven Völkern« interpretieren: Für sie waren unsere Vorfahren blutrünstige, kriegslüsterne Jäger – Menschen also, die mit den Jäger- und Sammler-Gesellschaften der Gegenwart kaum etwas gemein haben.⁵

Aus dem fragmentarischen Quellenmaterial wurden Theorien von männerbeherrschten Steinzeitgesellschaften konstruiert und alle neuen Entdeckungen und Erkenntnisse so interpretiert, daß sie sich nahtlos in die alten theoretischen Konzepte einfügten.

Bis heute postulieren Wissenschaftler unter anderem, daß für die Kunst der Altsteinzeit ausschließlich der prähistorische *Mann* verantwortlich gewesen sei. Auch hierfür gibt es keinerlei handfeste Beweise; die Behauptung ist vielmehr das Resultat gelehrter Vorurteile, die im krassen Widerspruch zu Forschungsergebnissen stehen wie etwa der Entdeckung, daß bei den heutigen Vedda in Sri Lanka Wandmalereien von den Frauen und nicht von den Männern geschaffen werden.⁶

Hintergrund derartiger Vorurteile war – wie es John Pfeiffer in *The Emergence of Man* ausdrückte – der Gedanke, daß »die Jagd die Aufmerksamkeit und Vorstellungskraft des prähistorischen Mannes dominierte« und daß er, »wenn er dem modernen Mann auch nur entfernt ähnelte, bei zahllosen Gelegenheiten Rituale veranstaltete, die seine Kraft und seine Macht wiederherstellen und erhöhen sollten.«⁷ Im Einklang mit diesem Vorurteil wurden Wandmalereien aus dem Paläolithikum als Jagdszenen interpretiert, selbst wenn sie tanzende Frauen darstellten, während Belege für eine weiblich zentrierte, anthropomorphe Form der Anbetung entweder völlig ignoriert oder als bloße männliche Sexualobjekte abgetan wurden: als dickleibige, erotische »Venus-Statuetten« oder als »barbarische Vorstellungen von Schönheit«.⁸

Das Evolutionsmodell vom Mann als Jäger und Krieger hat, mit wenigen Ausnahmen, alle Interpretationen paläolithischer Kunst beeinflußt. Erst im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert kam es nach Ausgrabungen in Ost- und Westeuropa sowie in Sibirien allmählich zu einem Wandel bei der Interpretation älterer und neuerer Funde. In den Forschungsteams befanden sich auch Frauen, denen die Darstellung des weiblichen Genitals auffiel und die dazu neigten, die Kunst des Paläolithikums eher mit komplexen religiösen Riten als mit »Jagdzauber« zu erklären.⁹ Und da die meisten Forscher weltliche Wissenschaftler waren und keine Priester wie Abbé Breuil (von dessen »moralischen« Interpretationen religiöser Praktiken die Erforschung des Paläolithikums im 19. und frühen 20. Jahrhundert stark beeinflußt war), begannen nun auch einige Männer, die nie hinterfragten Dogmen des wissenschaftlichen Establishments in Zweifel zu ziehen.

Ein interessantes Beispiel für diese neue kritische Haltung bieten die Fischgrätenmuster, die an die Wände paläolithischer Höhlen gemalt und in Knochen- und Steinobjekte eingeritzt wurden. Viele Forscher gingen wie selbstverständlich davon aus, daß es sich dabei um Waffendarstellungen handeln müsse: um Pfeile, Widerhaken, Speere und Harpunen. Doch wie Alexander Marshack in *The Roots of Civilization* schreibt – einem der ersten Werke, die frontal gegen diese Standard-Interpretation zu Felde zogen –, könnte es sich ebensogut um Pflanzen, Bäume, Aste, Schilfgräser und Blätter handeln.¹⁰

Diese neue Interpretation erspart uns auch die Antwort auf eine ansonsten unvermeidbare Frage: Warum haben Menschen, welche – wie die Jäger- und Sammler-Gesellschaften der Gegenwart – in ihrer Ernährung weitgehend von der natürlichen Vegetation abhängig waren, keinerlei Darstellung von Pflanzen hinterlassen?

Auch Peter Ucko und André Rosenfeld äußerten in ihrem Buch *Palaeolithic Cave Art* bereits Verwunderung über das auffällige Fehlen jeglicher Vegetation in der steinzeitlichen Kunst. Darüber hinaus notierten sie noch eine weitere Ungereimtheit: Das verfügbare Material zeigte, daß eine bestimmte Harpunenart, die »zweiseitig« genannt wird, nicht vor dem Spätpaläolithikum beziehungsweise dem Magdalénien aufgekommen ist – dennoch »entdeckten« Wissenschaftler häufig entsprechende Fischgrätenmuster auf Jahrtausende vorher entstandenen Höhlenmalereien. Und weshalb eigentlich sollten die Künstler und

Künstlerinnen des Paläolithikums den Wunsch gehabt haben, derart viele Mißerfolge auf dem Gebiet der Jagd darzustellen? Denn wenn es sich bei den Mustern tatsächlich um Waffen gehandelt haben soll, so verfehlen diese auf den Bildern mit geradezu chronischer Zuverlässigkeit ihr Ziel.¹¹

Um Antworten auf diese Frage zu finden, untersuchte Marshack, der kein Archäologe und daher nicht an die überkommenen Konventionen gebunden war, eingehend die Ritzungen auf einem Knochenobjekt, welche als Waffendarstellungen beschrieben worden waren. Unter dem Mikroskop entdeckte er, daß nicht nur die Haken der angeblichen Harpune in die falsche Richtung wiesen, sondern daß sich auch die Spitzen des langen Schafts am verkehrten Ende befanden. Was aber sollten diese Ritzungen bedeuten, wenn sie keine »falsch« gepolten Waffen waren? Wie sich herausstellte, stimmten die Striche bereits mit dem Winkel überein, in dem Äste aus einem langen Stamm herauswachsen. Kurzum, diese und andere konventionell als »Widerhaken ähnliche Zeichen« oder »Männlichkeits-Objekte« beschriebenen Ritzbilder waren wahrscheinlich nichts weiter als stilisierte Darstellungen von Bäumen, Ästen und Pflanzen.¹²

Bei näherer Betrachtung entpuppt sich also die traditionelle Ansicht, die Kunst des Paläolithikums stelle hauptsächlich primitiven Jagdzauber dar, als reine Projektion einer Klischeevorstellung. Mit dem, was tatsächlich zu sehen ist, hat das wenig zu tun. Und ebenso verhält es sich mit der Behauptung, weibliche Statuetten aus dem Paläolithikum seien entweder obszöne männliche Sexualobjekte oder Ausdruck eines primitiven Fruchtbarkeitskults.

Da unsere altsteinzeitlichen Vorfahren nur sehr wenige Spuren hinterlassen haben und uns eine sehr lange Zeitspanne von ihnen trennt, werden wir vermutlich niemals genau erfahren, was ihre Malereien, ihre Statuetten und Symbole im einzelnen für sie bedeuteten. Doch mit der ersten Publikation paläolithischer Wandmalereien in großartigen Farbtafeln ist deren Aussagekraft geradezu legendär geworden. Manche der Tierdarstellungen können es mit den Werken der besten modernen Künstler und Künstlerinnen aufnehmen und sind von einer visionären Frische, die nachzuvollziehen nur wenigen Zeitgenossen gelingt. Eins steht jedenfalls fest: Die altsteinzeitliche Kunst ist wesentlich mehr als unbeholfenes Gekrakel unterentwickelter Primitiver. Sie legt Zeugnis

ab von einer Geisteshaltung und Mentalität, die wir begreifen müssen, wenn wir wissen wollen, was Menschen waren und sind – und was aus ihnen werden kann.

Wie André Leroi-Gourhan, Direktor des Instituts für Vor- und Frühgeschichte an der Sorbonne, in einer der wichtigsten neueren Forschungsarbeiten über die Kunst die Paläolithikums schreibt, ist es »unbefriedigend und lächerlich«, das religiöse System jener Zeit als einen »primitiven Fruchtbarkeitskult« abzutun. Wir können, bemerkt er, »ohne dem vorliegenden Quellenmaterial Gewalt anzutun, die Gesamtheit der paläolithischen Kunst als Ausdruck von Anschauungen über die natürliche und übernatürliche Organisation der lebendigen Welt auffassen«. Leroi-Gourhan behauptet ferner, daß die Menschen der Altsteinzeit »zweifellos von der Trennung der tierischen und der menschlichen Welt in zwei sich konfrontierende Hälften wußten und begriffen, daß die Einheit dieser beiden Hälften die Ökonomie der Lebewesen bestimmt.«¹³

Seine Folgerung, in der paläolithischen Kunst spiegele sich wider, welche Bedeutung unsere frühen Vorfahren ihrer Beobachtung beimessen, daß es zwei verschiedene Geschlechter gibt, basiert auf der Analyse Tausender von Wandmalereien und Objekten aus ungefähr sechzig Höhlen. Und wengleich er sich in Begriffen sado-masochistischer männlich-weiblicher Klischees ausdrückt und in anderen Punkten früheren archäologischen Konventionen folgt, so bestätigt seine Aussage doch, daß die Kunst des Paläolithikums Ausdruck einer frühen Religion war, in der weibliche Darstellungen und Symbole eine zentrale Stelle einnahmen. Leroi-Gourhan macht in diesem Zusammenhang zwei faszinierende Beobachtungen. Er stellt fest, daß die weiblichen Figuren und die Symbole, die er als weiblich interpretiert, in den untersuchten Höhlen eine zentrale Position einnehmen. Im Gegensatz dazu hatten männliche Symbole periphere Positionen inne oder waren um die weiblichen Figuren und Idole herum gruppiert.¹⁴

Leroi-Gourhans Entdeckungen befinden sich auf einer Linie mit der Ansicht, die ich bereits eingangs vertrat: Daß die vaginaförmigen Kauri-Muscheln, der Rote Ocker bei Bestattungen, die sogenannten Venus-Idole und die Darstellung von weiblich-tierischen Mischwesen, die frühere Autoren als »Monstrositäten« abtaten, alle Teil eines frühen Kults gewesen sind, in dem die lebenspendenden Kräfte der Frau eine

entscheidende Rolle spielten. Auf diese Weise versuchten unsere Vorfahren ihre Welt zu verstehen, versuchten, Antworten auf Fragen von so universalmenschlicher Bedeutung zu finden wie: Wo kommen wir her, wenn wir geboren werden, und wohin gehen wir nach unserem Tod? Und sie bestätigten, was wir längst für selbstverständlich erachten: Gleichzeitig mit der ersten Erkenntnis des Ichs und seines Verhältnisses zu anderen Menschen, zu Tieren und zur Natur schlechthin muß das Gefühl von Ehrfurcht vor dem Mysterium jener Tatsache entstanden sein, daß das Leben aus dem Leib der Frau hervorgeht.

Daß der sichtbare Dimorphismus – der Unterschied in der Gestalt – zwischen den beiden Teilen der Menschheit tiefgreifende Auswirkungen auf die Glaubenssysteme des Paläolithikums haben mußte, erscheint durchaus folgerichtig. Ebenso folgerichtig erscheint die Annahme, daß die Erkenntnis, sowohl menschliches als auch tierisches Leben werde im weiblichen Körper gezeugt und der Körper der Frau durchlaufe, wie die Jahreszeiten und der Mond, bestimmte Zyklen, unsere Ahnen dazu bewegte, die lebenspendenden und -erhaltenden Kräfte der Welt eher in weiblicher denn in männlicher Gestalt zu sehen.

Die weiblichen Figuren, der Rote Ocker bei den Bestatteten und die vaginaförmigen Kauri-Muscheln sind demnach weder zufällige noch zusammenhanglose Erscheinungen, sondern anscheinend frühe Manifestationen eines Kultes, der sich später zu einer komplexen Religion entwickelte, in der die Anbetung einer Muttergöttin als Quelle der Neubildung und Regeneration aller Arten von Leben im Mittelpunkt stand.

Diese Göttinnen-Verehrung erhielt sich, wie James und andere Wissenschaftler schreiben, noch bis weit in historische Zeiten hinein »in der zusammengesetzten Figur der Magna Mater des Nahen Ostens und der hellenistischen Welt«. ¹⁵ Deutlich erkennen wir die religiöse Kontinuität in so bekannten Gottheiten wie Isis, Nut und Maat in Ägypten, Ishtar, Astarte und Lilith im sogenannten Fruchtbaren Halbmond, Demeter, Kore und Hera in Griechenland sowie Atargatis, Ceres und Kybele in Rom. Selbst später noch, in unserem eigenen jüdisch-christlichen Erbe, können wir sie erkennen in der Himmelskönigin, deren Haine verbrannt werden, in der Schekina der hebräisch-kabbalistischen Tradition und in der katholischen Jungfrau Maria, der Heiligen Mutter Gottes.

Einmal mehr erhebt sich die Frage, warum diese Verbindungen – wenn sie doch so offensichtlich sind – in der konventionellen archäologischen Literatur so lange heruntergespielt oder einfach ignoriert wurden. Sicherlich passen sie, wie schon erwähnt, zunächst einfach nicht in das Schema einer männlich-zentrierten und männlich-dominierten Form sozialer Organisation in der Vor- und Frühgeschichte. Ein weiterer Grund dafür ist aber auch, daß einige wichtige Beweisstücke für diese sich über Tausende von Jahren erstreckende religiöse Tradition erst nach dem Zweiten Weltkrieg ausgegraben wurden. Sie stammen aus jener faszinierenden Periode, die auf die Altsteinzeit folgte – jene lange Zeitspanne in unserer kulturellen Evolution, die die Altsteinzeit und ihre ersten, entscheidenden Entwicklungen für die menschliche Zivilisation mit den jüngeren Kulturen der Bronzezeit verbindet, die Zeit, in der unsere Vorfahren in den ersten agrarischen Gemeinschaften des Neolithikums sesshaft wurden.

Das Neolithikum

Etwa zur gleichen Zeit, da Leroi-Gourhan über seine Entdeckungen schrieb, erfuhren unsere Kenntnisse über die Vorgeschichte eine unermeßliche Erweiterung durch die aufregende Entdeckung und Erforschung zweier neuer neolithischer Fundstätten: der Städte Çatal Hüyük und Hacilar auf der Hochebene von Anatolien in der heutigen Türkei. Den Ausführungen James Mellaarts zufolge, der die Ausgrabungen im Auftrag des British Institute of Archaeology in Ankara leitete, belegen die aus diesen beiden Fundstätten gewonnenen Erkenntnisse die Existenz über Jahrtausende hinweg stabil und kontinuierlich gewachsener Zivilisationen, bei denen eine Göttin im Zentrum der kultischen Verehrung stand.

»A. Leroi-Gourhans brillante Neuinterpretation der Religion des Späten Paläolithikums«, schrieb Mellaart, »hat viele Mißverständnisse ausgeräumt. ... Das daraus resultierende Verständnis der Kunst jener Zeit als Ausdruck eines komplexen und weiblichen Symbolismus (in Form von Idolen und Tieren) weist starke Ähnlichkeiten mit den religiösen Vorstellungen von Çatal Hüyük auf.« Darüber hinaus zeigen

sich auch Einflüsse aus dem Spätpaläolithikum »in zahlreichen Kulturhandlungen, von denen Bestattungen mit Rotem Ocker, rotgefleckte Böden, Kollektionen von Stalaktiten, Fossilien und Muscheln nur einige wenige Beispiele sind.«¹⁶

Solange davon ausgegangen wurde, so Mellaart, daß die hochentwickelte und hochstilisierte Kunst des Spätpaläolithikums nichts anderes sei als »Ausdruck eines Jagdzaubers – eine Idee, auf die man gekommen war, indem man von zurückgebliebenen Gesellschaften wie denen der australischen Aborigines Rückschlüsse zog –«, bestand wenig Hoffnung, »irgendein Bindeglied zu den späteren Fruchtbarkeits-Kulten des Nahen Ostens zu finden, die sich um die Figur der Großen Göttin mit ihrem Sohn drehen – und das, obwohl die Präsenz einer solchen Göttin im Späten Paläolithikum kaum geleugnet werden konnte und auch nicht geleugnet wurde.« Nun jedoch, stellte Mellaart fest, hat sich die Lage »im Lichte der verfügbaren Materialien radikal geändert.«¹⁷

Die jungsteinzeitlichen Kulturen von Çatal Hüyük und Hacilar haben uns mit reichlichen Informationen über ein langgesuchtes Stück aus dem Puzzle unserer Vergangenheit versorgt, dem *missing link* zwischen der Altsteinzeit und den späteren, technologisch fortgeschritteneren Perioden der Kupfer- und Bronzezeit. Wie Mellaart schreibt, »bilden Çatal Hüyük und Hacilar ein Bindeglied zwischen diesen beiden großen Schulen vorgeschichtlicher Kunst. Von Çatal Hüyük über Hacilar bis hin zu den großen >Mutter-Göttinnen< der archaischen und klassischen Zeiten läßt sich eine religiöse Kontinuität aufzeigen.«¹⁸

Wie in der Kunst des Paläolithikums nehmen auch in der Kunst von Çatal Hüyük weibliche Statuetten und Symbole eine zentrale Stellung ein. An vielen Stellen wurden dort Schreine und Statuetten der Göttin gefunden. Darüber hinaus sind Statuetten auch charakteristisch für die jungsteinzeitliche Kunst in anderen Gebieten des Nahen und Mittleren Ostens. So wurden zum Beispiel in Jericho, einer jungsteinzeitlichen Grabungsstätte im Nahen Osten (heute in Israel) – wo die Menschen schon um 7000 v. u. Z. in verputzten Lehmziegelhäusern lebten, von denen einige tönernerne Öfen mit Kaminen und sogar Angelsteine für die Türen besaßen –, Tonstatuetten der Göttin gefunden.¹⁹ In Tell-es-Sawwan, einer Fundstätte am Tigrisufer, die sich durch frühe Bewässerungsanlagen sowie durch die unter der Bezeichnung Samarra bekannten, bemerkenswerten geometrisch gemusterten Töpferarbeiten

auszeichnet, wurde eine Vielzahl von Statuetten ausgegraben, darunter ein ganzes Depot exquisit bemalter weiblicher Plastiken (Idole). In Çayönü, einer jungsteinzeitlichen Siedlung in Nordsyrien, wo wir die ersten Zeugnisse für die Verwendung von kaltgehämmertem einheimischen Kupfer und von Lehmziegeln finden, wurden ähnliche Figuren ausgegraben, von denen einige bis auf die frühesten Schichten des Orts zurückdatieren. Spätere Parallelen zu diesen kleinen Göttinnen-Figuren finden sich in Djarmo und selbst noch so weit westlich wie im präkeramischen Sesklo in Griechenland, wo sie bereits vor der Einführung des Töpferhandwerks hergestellt wurden.²⁰

Die jungsteinzeitlichen Fundstätten, aus denen Statuetten von Göttinnen und dazugehörige Symbole zutage gefördert worden sind, umfassen ein Gebiet, das weit über den Nahen und Mittleren Osten hinausreicht. Noch weiter im Osten, nämlich in Harappa und Mohenjo-Daro in Indien, wurden schon früher weibliche Idole aus Terrakotta gefunden. Auch sie repräsentierten vermutlich, wie Sir John Marshall schrieb, eine Göttin »mit Attributen, die jenen der großen Muttergöttin, der Himmelskönigin, sehr ähnlich sind.«²¹ Statuetten von Göttinnen wurden aber auch im äußersten Westen Europas gefunden, und zwar bei den sogenannten Megalith-Kulturen, die die riesigen, technisch wohldurchdachten Steinmonumente bei Stonehenge und Avebury in England errichteten. Im Süden Europas finden sich Megalith-Kulturen noch auf der Mittelmeerinsel Malta, wo ein gewaltiges Gräberareal mit über siebentausend Bestattungen offenbar auch als Heiligtum für Weissagungen und Initiationsriten diente, in dem, wie James schreibt, »die Muttergöttin wahrscheinlich eine bedeutende Rolle spielte.«²²

So zeichnet sich allmählich ein neues Bild der Entstehung und Entwicklung von Zivilisation und Religion ab. Die neolithische Agrarwirtschaft schuf die Basis für eine Entwicklung, die im Laufe von Jahrtausenden unsere unmittelbare Gegenwart formte. Nahezu weltweit hatten all jene Stätten, an denen die technische und soziale Entwicklung ihre ersten Gehversuche unternahm, ein gemeinsames Charakteristikum: die Verehrung der Göttin.

Welche Folgen haben Entdeckungen dieser Art nun für unsere Gegenwart, welche für unsere Zukunft? Und warum sollen wir uns von der neuen Sichtweise mehr überzeugen lassen als von den traditio-

nellen, androzentrischen Märchen, wie sie uns in vielen teuren, üppig illustrierten Archäologie-Bildbänden immer noch aufgetischt werden?

Ein Grund, dies zu tun, ist der, daß die Funde von weiblichen Statuetten und anderen archäologischen Zeugnissen, die eine gynozentrische (das heißt, auf der Frau oder dem Weiblichen basierende) Religion im Neolithikum belegen, so zahlreich sind, daß allein ihre Katalogisierung mehrere Bände füllen würde. Der Hauptgrund ist jedoch darin zu suchen, daß die neue Betrachtungsweise Ergebnis eines grundlegenden Wandels nicht nur in den Methoden, sondern auch in der Zielrichtung der Archäologie ist.

Der Drang, die vergrabenen Schätze des Altertums zu heben, ist so alt wie die Absichten jener Räuber, die die Gräber der ägyptischen Pharaonen plünderten. Die Archäologie als Wissenschaft existiert jedoch erst seit dem späten 19. Jahrhundert. Und selbst da noch dienten archäologische Ausgrabungen – wenngleich motiviert durch intellektuelle Neugier auf unsere Vergangenheit – hauptsächlich einem Zweck, der sich von simpler Grabräuberei nicht allzu sehr unterscheidet, nämlich der Aneignung einmaliger Altertümer durch Museen in England, Frankreich und anderen Kolonialländern. Der Gedanke, durch Ausgrabungen zunächst einmal so viele Informationen wie möglich zu gewinnen – gleichgültig, ob die betreffenden Fundstätten nun archäologische »Schätze« enthielten oder nicht –, hat erst sehr viel später Fuß gefaßt. Strenggenommen konnte sich die Archäologie erst nach dem Zweiten Weltkrieg als jene Wissenschaft etablieren, die sich die systematische Erforschung des Alltagslebens, der Gedankenwelt, der Technologie und der sozialen Organisation unserer Vorfahren zum Ziel setzte.

Heutzutage werden Grabungen nur noch selten von einsamen Gelehrten oder Forschungsreisenden durchgeführt, wie es früher gang und gäbe war, sondern von Teams, zu denen neben archäologischen auch zoologische, botanische, klimatologische, anthropologische und paläontologische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen gehören. Dieser interdisziplinäre Ansatz, der zum Beispiel auch für Mellaarts Grabungen in Çatal Hüyük typisch war, vermittelt ein sehr viel genaueres Verständnis unserer Vorgeschichte.

Der allerwichtigste Grund ist möglicherweise jedoch der, daß eine Reihe bemerkenswerter technischer Fortschritte, wie beispielsweise die von dem Nobelpreisträger Willard Libby entwickelte Radiokarbon-

methode und die Dendrochronologie, die sich auf die Auswertung von Jahresringen bei Bäumen stützt, der Archäologie sehr viel genauere Datierungsmöglichkeiten eröffneten. Frühere Datierungsversuche beschränkten sich mehr oder weniger auf Vermutungen – etwa, indem verschiedene Fundstücke miteinander verglichen und dann als »primitiver, gleichwertig oder fortgeschrittener« klassifiziert wurden. Als jedoch die Funddatierung ein technischer Vorgang wurde, der jederzeit nachprüfbar war, verboten sich Aussagen wie die, daß ein Artefakt von größerer künstlerischer oder technischer Ausgereiftheit sei und damit zwangsläufig aus einer jüngeren und vermutlich kulturell fortgeschritteneren Zeit stammen müsse. Infolge dieser Entwicklungen ergab sich eine völlig neue Epocheneinteilung, die ihrerseits eine radikale Revision früherer Interpretationen der Vorgeschichte mit sich brachte. Wir wissen, daß die Landwirtschaft – das heißt, die Domestizierung wilder Tiere und die Kultivierung von Pflanzen – viel älter ist, als vormals angenommen wurde. De facto gibt es die ersten Anzeichen für die gemeinhin von Archäologen »neolithisch« genannte Agrarrevolution schon im Jahrtausend von 9000 bis 8000 v. u. Z. – das heißt, mehr als zehntausend Jahre vorher.

Die agrarische Revolution war der bedeutendste Einzelfortschritt in der technologischen Entwicklung des Menschen, weshalb die Ursprünge dessen, was wir die »westliche Zivilisation« nennen, ebenfalls sehr viel früher anzusetzen sind, als bislang angenommen wurde.

Die regelmäßige Nahrungsversorgung, die mitunter sogar Überschüsse abwarf, führte zu einem Bevölkerungswachstum sowie zur Entstehung erster Städte. Dort lebten und arbeiteten Hunderte, manchmal auch Tausende von Menschen, die das Land pflügten und vielerorts auch bewässerten. Die technische Spezialisierung nahm im Neolithikum ebenso schnell zu wie der Handel. Und aufgrund der durch die Landwirtschaft gewährleisteten Absicherung des Lebensnotwendigen, die die Energie der Menschen freisetzte und ihnen Zeit für die Verwirklichung ihrer Phantasien verschaffte, erlebten Handwerke wie Töpferei, Korbflechterei, Weberei und Gerberei, Kunstgewerbe wie die Herstellung von Schmuck und die Holzschnitzerei sowie die Malerei, das Modellieren mit Ton und die Steinbearbeitung eine erste Blüte.

Auch das spirituelle Bewußtsein entwickelte sich in jener Epoche weiter. Die erste anthropomorphe Religion, in deren Mittelpunkt die

Verehrung der Göttin stand, formte sich nun zu einem komplexen System aus Symbolen, Ritualen sowie göttlichen Ge- und Verboten, die alle in der reichhaltigen Kunst des Neolithikums ihren Ausdruck fanden, aus.

Einige der lebendigsten Beweisstücke für diese gynozentrische Kunsttradition verdanken wir Mellaarts Ausgrabungen in Çatal Hüyük. Diese Siedlung erstreckt sich über eine Fläche von ungefähr dreizehn Hektar. Nur etwa ein Zwanzigstel davon wurde bisher freigelegt und archäologisch bearbeitet, dennoch umfassen die Funde aber bereits eine Zeitspanne von ungefähr achthundert Jahren – von etwa 6250 bis 5400 v. u. Z. Zutage trat ein bemerkenswert hoch entwickeltes Zentrum der Kunst, mit Wandmalereien, ornamentiertem Wandverputz, Skulpturen und großen Mengen von weiblichen Statuetten aus Ton. Und im Mittelpunkt all dieser Zeugnisse steht die Verehrung einer weiblichen Gottheit.

»Die zahlreichen Heiligtümer von Çatal Hüyük«, schrieb Mellaart in einer Zusammenfassung seiner ersten drei Grabungsjahre (1961 bis 1963), »sind Zeugnisse einer hochentwickelten Religion samt dazugehörigem Symbolismus und vollständiger Mythologie; die Bauwerke stellen die Wiege der Architektur und bewußter Stadtplanung dar; die Wirtschaft verrät einen hohen Entwicklungsstand von Ackerbau und Viehzucht, und die zahlreichen Importwaren belegen einen florierenden Handel mit Rohstoffen.«²³

Obgleich die in Çatal Hüyük sowie im nahegelegenen Hacilar (besiedelt von ungefähr 5700 bis 5000 v. u. Z.) durchgeführten Grabungen mit das reichste Material über diese frühe Stufe der menschlichen Zivilisation erbrachten, so ist die Hochebene Südanatoliens doch nur eines von mehreren Gebieten, in denen sesshafte Agrargesellschaften, die eine Göttin verehrten, archäologisch nachgewiesen sind. Um ca. 6000 v. u. Z. hatte sich die Agrarrevolution nicht nur durchgesetzt, sondern – Zitat Mellaart – »rein bäuerliche Gesellschaften begannen, sich in bis dato als Randgebiete betrachteten Territorien niederzulassen, zum Beispiel in den alluvialen Ebenen Mesopotamiens, in Transkaukasien und Transkaspien einerseits sowie in Südosteuropa andererseits.« Überdies »wurden einige dieser Kontakte, wie im Falle Kretas und Zyperns, offensichtlich auf dem Seeweg etabliert«, und ohne Zweifel »trafen die Neuankömmlinge mit einer vollentwickelten neolithischen Ökonomie ein.«²⁴

Mit anderen Worten: Während noch vor fünfundzwanzig Jahren die Archäologie Sumer als »Wiege der Zivilisation« bezeichnete – eine Auffassung, die sich in der breiten Öffentlichkeit bis heute gehalten hat –, wissen wir heute, daß es nicht nur eine, sondern mehrere solcher »Wiegen« gegeben hat und daß diese um Jahrtausende früher entstanden sind, als bislang angenommen wurde, nämlich in der Jungsteinzeit. Wie Mellaart in seinem 1975 erschienenen Werk *The Neolithic of the Near East* schrieb, »hat die urbane Zivilisation, die lange für eine mesopotamische Erfindung gehalten wurde, Vorläuferinnen an Orten wie Jericho oder Çatal Hüyük, in Palästina und Anatolien, die lange Zeit als rückständige Einöden galten.«²⁵ Darüber hinaus wissen wir nun auch, daß all jene Stätten, an denen in der Frühzeit erste große materielle und gesellschaftliche Fortschritte erzielt wurden, eines gemeinsam hatten: Gott war eine Frau – um eine Formulierung zu zitieren, die Merlin Stone in einem Buchtitel unsterblich gemacht hat.

Die neue Erkenntnis, daß die Zivilisation viel älter ist und viel weiter verbreitet war, als lange Zeit angenommen wurde, drückte sich verständlicherweise in einer Fülle neuer wissenschaftlicher Publikationen aus, in denen frühere archäologische Theorien grundlegend überdacht wurden. Die zentrale und verblüffendste Aussage – daß nämlich die Ideologie in jenen ersten Zivilisationen gynozentrisch war – hat indessen, außer bei feministischen Wissenschaftlerinnen, kaum Interesse hervorgerufen. Nicht-feministische Wissenschaftler erwähnen sie, wenn überhaupt, allenfalls am Rande, und selbst Autoren wie Mellaart, die sich inhaltlich mit ihr auseinandersetzen, betrachten sie eher als Frage von rein kunst- und religionshistorischer Bedeutung, ohne ihren sozialen und kulturellen Implikationen auf den Grund zu gehen.

In der Tat dominiert bis heute die Ansicht, daß männliche Vorherrschaft ebenso wie Privatbesitz und Sklaverei Nebenprodukte der Agrarrevolution gewesen seien – trotz aller Beweise dafür, daß in der Jungsteinzeit die Gleichberechtigung der Geschlechter – sowie aller Menschen – allgemeine Norm war.

In den folgenden Kapiteln werden wir diese faszinierenden Beweise weiter im Auge behalten. Zunächst jedoch wenden wir uns einem anderen Gebiet zu, auf dem althergebrachte Archäologenmeinungen derzeit durch neue Erkenntnisse erschüttert werden.

Das Alte Europa

Einige der aufschlußreichsten Belege über das Leben und die Kultur der Menschen während Tausender von Jahren, über die bisher fast nichts bekannt war, stammen aus einer Gegend, von der niemand dergleichen erwartet hätte. In Einklang mit der allgemein akzeptierten Theorie, der sogenannte Fruchtbare Halbmond des östlichen Mittelmeerraumes sei die Wiege der Zivilisation gewesen, galt das Alte Europa lange Zeit als rückständig. Später, so wurde angenommen, erfuhr es in der minoischen und griechischen Kultur eine kurze Blütezeit, die jedoch auch nur auf Einflüsse aus dem Osten zurückzuführen war. Inzwischen zeichnet sich auch hier ein völlig neues Bild ab.

»Eine neue Bezeichnung, *Die Zivilisation des Alten Europa*, wird an dieser Stelle eingeführt, und zwar in Anerkennung der kollektiven Identität und Leistung der verschiedenen kulturellen Gruppen im jungsteinzeitlichen und kupferzeitlichen südöstlichen Europa«, schreibt Marija Gimbutas, Archäologin an der University of California in *The Goddesses and Gods of Old Europe*, einem Standardwerk, das Hunderte von archäologischen Funden aus einem Gebiet zwischen Ägäis und Adria (einschließlich ihrer Inseln) bis zur Tschechoslowakei, Südpolen und zur westlichen Ukraine katalogisiert und analysiert.²⁶

Die Bevölkerung Südosteuropas vor siebentausend Jahren bestand keineswegs aus lauter »primitiven Dorfbewohnern«. »Im Laufe zweier Jahrtausende agrarischer Stabilität hatte ihr materieller Wohlstand durch die sich ständig verbessernde Bewirtschaftung der fruchtbaren Flußtäler stetig zugenommen«, heißt es bei Gimbutas. »Weizen, Gerste, Linsen, Erbsen und andere Feldfrüchte wurden angebaut, und es gab – mit Ausnahme des Pferdes – bereits alle Haustiere, die im heutigen Balkan präsent sind. Die Technologie der Töpferei sowie die Kunst der Knochen- und Steinbearbeitung waren hoch entwickelt. Um 5500 v. u. Z. wurde auch die Kupferbearbeitung ins östliche Mitteleuropa eingeführt. Der Handel und die kulturellen Verbindungen, die sich Jahrtausende hindurch kontinuierlich erweiterten, müssen darüber hinaus zu einer enormen, wechselseitigen kulturellen Befruchtung und Entwicklung beigetragen haben... Vom sechsten Jahrtausend an ist durch Darstellungen auf Gefäßen auch der Einsatz von Segelbooten belegt.«²⁷

Die Menschen dieser Region entwickelten im Zeitraum von ungefähr 7000 bis 3500 v. u. Z. eine komplexe soziale Organisation, zu der auch die handwerkliche Spezialisierung gehörte. Sie verwendeten Metalle wie Kupfer und Gold zur Herstellung von Schmuck und Werkzeugen. Sie entwickelten sogar eine Art rudimentärer Schrift. Gimbutas schreibt: »Wenn man Kultur als die Fähigkeit eines Volkes definiert, sich an seine Umwelt anzupassen und eine angemessene Kunst, Technologie, Schrift und soziale Beziehungen zu entwickeln, dann steht außer Frage, daß das Alte Europa hierbei bemerkenswert erfolgreich war.«²⁸

Das geläufige Bild des Alten Europa ist das der Furcht und Schrecken verbreitenden Barbarenstämme, die wiederholt nach Süden vorstießen und am Ende sogar noch die blutrünstigen Römer übertrafen, indem sie deren Hauptstadt eroberten und plünderten. Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die der archäologische Spaten freilegte und die uns allen zu denken geben sollte, ist die, daß es sich bei der Zivilisation des Alten Europa im wesentlichen um *friedliche* Lebensformen gehandelt hat. »Die alten Europäer versuchten niemals, ihre Siedlungen an ungünstigen Standorten, wie hohen Bergrücken mit steilen Abhängen, zu errichten – ganz anders als die späteren Indoeuropäer, die an unzugänglichen Stellen Bergfesten erbauten und ihre Niederlassungen oftmals mit zyklisch anmutenden Steinmauern umgaben«, berichtet Gimbutas. »Die alten Europäer wählten ihre Standorte nach der Schönheit der Lage, der Güte von Wasser und Boden sowie nach den verfügbaren Weideplätzen aus. Bei den Siedlungen von Vinča, Butmir, Petreşti und Cucuteni fällt der wunderbare Ausblick auf die Umgebung auf, keinesfalls jedoch eine verteidigungsstrategisch günstige Lage. Auch der Umstand, daß massive Befestigungsanlagen sowie Hieb- und Stichwaffen völlig fehlen, spricht für den überwiegend friedlichen Charakter dieser kunstliebenden Völker.«²⁹

Hier wie in Çatal Hüyük und Hacilar – wo sich für einen Zeitraum von über fünfzehnhundert Jahren keinerlei Anzeichen kriegsbedingter Zerstörungen nachweisen lassen³⁰ – deuten die archäologischen Befunde darauf hin, daß männliche Vorherrschaft *nicht* die Norm war. »Es gibt Hinweise auf eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, nicht jedoch auf Über- oder Unterordnung«, schreibt Gimbutas. »Auf dem 53 Gräber umfassenden Friedhof von Vinča ließ sich, was die Üppigkeit der Beigaben anbetrifft, kaum ein Unterschied zwischen

Männer- und Frauengräbern erkennen. ... Im Hinblick auf die Rolle der Frau in der Gesellschaft läßt die Beweislage in Vinča eine gleichberechtigte und eindeutig nicht-patriarchalische Gesellschaft vermuten. In Varna verhielt es sich kaum anders. Ich kann dort keinerlei Rangordnung nach Art einer patriarchalischen männlich-weiblich orientierten Werteskala erkennen.«³¹

Insgesamt deutet die Beweislage hier wie in Çatal Hüyük auf eine grundsätzlich nach Klasse oder Geschlecht gleichberechtigte Gesellschaft hin. Und es ist bezeichnend, daß Marija Gimbutas darauf nicht nur in einem Nebensatz eingeht. Immer wieder lenkt diese bemerkenswerte archäologische Pionierin unsere Aufmerksamkeit auf diese Tatsache, und sie hat den Mut herauszustreichen, was viele andere lieber ignorieren: Daß wir in diesen Gesellschaften keinerlei Anzeichen für eine sexuelle Ungleichwertigkeit erkennen können, die doch nach allem, was man uns beigebracht hat, einfach »zur menschlichen Natur gehört«.

»Bei praktisch allen bekannten Begräbnisstätten des Alten Europa geht aus den Grabbeigaben hervor, daß Männer und Frauen in den Gesellschaftsformen der damaligen Zeit gleichrangig waren«, schreibt Gimbutas. Sie berichtet außerdem, daß viele Anzeichen für eine matrilineare Orientierung sprechen – das heißt, daß Abstammung und Erbe durch die Mutter weitergegeben wurden.³² Nach ihren Ausführungen läßt die archäologische Beweislage nur wenig Zweifel daran, daß den Frauen damals in allen Bereichen des Lebens eine Schlüsselrolle zukam.

»In Nachbildungen von Haus-Schreinen und Tempeln sowie in tatsächlichen Tempelruinen«, schreibt Gimbutas, »werden Frauen dargestellt, wie sie die Vorbereitung und Durchführung von rituellen Handlungen überwachen, die den verschiedenen Aspekten und Funktionen der Göttin zugeordnet sind. Enorme Energien wurden auf die Produktion von Kultgegenständen und Votivgaben verwendet. Tempelmodelle zeigen, wie Korn gemahlen und geweihtes Brot gebacken wird. ... In den Tempelwerkstätten, die gewöhnlich die Hälfte des Gebäudes einnehmen oder eine Etage unterhalb des eigentlichen Tempels beanspruchen, schufen und verzierten Frauen große Mengen verschiedener Gefäße, denen unterschiedliche rituelle Aufgaben zukamen. Gleich beim Altar des Tempels stand ein vertikaler Webstuhl, auf dem

vermutlich die heiligen Gewänder und sonstige Tempelausstattungen angefertigt wurden. Die künstlerisch wertvollsten Schöpfungen des Alten Europa – die feinsten Gefäße, Skulpturen usw., die heute noch erhalten sind – waren das Werk von Frauen.«³³

Dabei ist noch längst nicht alles zutage gefördert, was uns diese frühen Kulturen, in denen die Anbetung der Göttin im Mittelpunkt aller Lebensbereiche stand, an künstlerischem Erbe hinterließen. Schon im Jahre 1974, als Marija Gimbutas das erste Kompendium veröffentlichte, wobei sie neben den eigenen Funden auch solche aus über dreitausend weiteren Ausgrabungsstätten berücksichtigte, lag die Zahl der entdeckten Miniatur-Skulpturen aus Ton, Marmor, Knochen, Kupfer und Gold bei nicht weniger als 30000. Hinzu kamen große Mengen von Kultgefäßen, Altären, Tempeln und Malereien auf Vasen und Tempelwänden.³⁴

Von all diesen Funden sind die Skulpturen die beredtesten Zeugen der Kultur des europäischen Neolithikums. Sie liefern Informationen über Details, die der Archäologie ansonsten unzugänglich geblieben wären: über Form und Schnitt von Kleidungsstücken, ja, sogar über zeitgenössische Frisuren. Sie ermöglichen uns einen unverstellten Blick auf die mythischen Vorstellungen, die den religiösen Ritualen jener Zeit zugrunde lagen. Vor allem aber zeigen sie uns – ebenso wie die Höhlen des Paläolithikums, die Ausgrabungen auf der anatolischen Hochebene und die anderen vorderasiatischen Fundstätten –, daß weibliche Statuetten und Symbole eine zentrale Position einnehmen. Zu guter Letzt liefern sie uns bereits die Indizien für den nächsten Schritt in der ästhetischen und gesellschaftlichen Evolution jener versunkenen Zivilisation der Frühzeit. Viele dieser Statuetten und Symbole erinnern in Stil und Thematik verblüffend an die eines Ortes, der alljährlich von Tausenden von Touristen besucht wird, von denen die wenigsten wirklich wissen, was sie da eigentlich betrachten: die hochentwickelte bronzezeitliche Kultur der sagenumwobenen Insel Kreta.

Doch bevor wir uns Kreta zuwenden – der einzigen bekannten »Hoch«-kultur, in der die Verehrung der Göttin bis in historische Zeiten überlebte –, wollen wir zunächst einmal untersuchen, was die archäologischen Funde des Neolithikums über den Verlauf der kulturellen Evolution dieser Epoche aussagen – und von welcher Bedeutung diese Aussagen für unsere eigene Gegenwart und Zukunft sind.

Kapitel 2

Botschaften aus der Vergangenheit: Die Welt der Göttin

Was für Menschen waren unsere prähistorischen Vorfahren, die die Göttin anbeteten? Wie sah das Leben aus in jenen Jahrtausenden unserer kulturellen Evolution vor dem Beginn der Geschichtsschreibung? Und was können wir aus jenen Zeiten lernen, das für unser eigenes Zeitalter von Bedeutung wäre?

Da sie uns keinerlei schriftliche Berichte hinterlassen haben, können wir, wie ein zur Wissenschaft konvertierter Sherlock Holmes, nur aus Indizien schließen, wie die Menschen der Alt- und Jungsteinzeit dachten, fühlten und sich verhielten. Beinahe alles, was wir über jene Epochen gelernt haben, basiert auf Mutmaßungen. Berichte über frühhistorische Kulturen wie Sumer, Babylon und Kreta sind äußerst spärlich und bruchstückhaft; größtenteils handelt es sich dabei um Warenlisten und andere merkantile Angelegenheiten. Selbst die detaillierteren Abhandlungen über die Vor- und Frühgeschichte der Griechen in klassischer Zeit, der Römer, Juden und frühen Christen basieren ebenfalls hauptsächlich auf Vermutungen, die außerdem noch ohne die Hilfe moderner archäologischer Methoden entstanden.

Die Evolution unserer Kultur, so wie wir gelernt haben, sie uns vorzustellen, ist daher in Wirklichkeit überwiegend reine Interpretation – eine Interpretation zudem, die sich, wie wir im vorangegangenen Kapitel gesehen haben, eher einmal zuviel als einmal zuwenig als bloße Projektion der noch immer vorherrschenden dominatorisch orientier-

ten Weltanschauung erwiesen hat. Aus bruchstückhaftem Material entstand ein Bild, das dem traditionellen Modell unserer kulturellen Evolution angepaßt war – dem Modell einer geradlinigen Progression vom »primitiven« zum sogenannten »zivilisierten Menschen«, welche jedoch beide, allen Unterschieden zum Trotz, eine wesentliche Eigenschaft gemeinsam haben: Sie erobern, töten und herrschen.

Durch archäologische Ausgrabungen einstiger Siedlungsareale erhielten wir in jüngerer Zeit zahllose neue Informationen über die Vorgeschichte, insbesondere über das Neolithikum, jene Epoche, in der unsere Vorfahren erstmals sesshaft wurden und von Ackerbau und Viehzucht zu leben begannen. Eine neue Perspektive bei der Fundauswertung läßt die jetzt verfügbaren Daten in einem anderen Licht erscheinen und ermöglicht die Neubewertung und Rekonstruktion unserer Vergangenheit.

Eine wichtige Quelle dieser neuen Informationen sind Ausgrabungen von Gebäuden nebst Inhalt – also Kleidungsstücke, Schmuck, Nahrungsmittel, Möbel, Gefäße, Werkzeuge und andere Gegenstände des täglichen Lebens. Eine weitere Quelle sind freigelegte Grabstätten, die uns nicht nur eine Menge über die Einstellung der Menschen zum Tod verraten, sondern auch viel über ihr Leben. Die reichste Informationsquelle, der wir an beiden Fundstätten begegnen, ist jedoch die Kunst.

Selbst dann, wenn eine schriftliche und/oder eine orale Überlieferung vorhanden ist, ist Kunst eine Form der symbolischen Kommunikation. Die umfangreiche Kunst des Neolithikums – seien es nun Wandmalereien mit Alltagsszenen oder mythologische Darstellungen, Statuetten mit religiösen Themen oder Friese, auf denen Kulthandlungen zu sehen sind, seien es auch nur Gefäßdekorationen, Siegelbilder oder Gravuren auf Schmuckstücken – verrät uns eine Fülle von Details über das Leben und Sterben der Menschen in jener Zeit, vermittelt aber auch einen Einblick in ihre Glaubenswelt. Sie ist in einem sehr realen Sinne eine Art Sprache oder Kurzschrift, die in Symbolen ausdrückt, was die Menschen damals erlebten und wie sie aus ihren Erlebnissen heraus das schufen, was wir heute Realität nennen.¹ Und wenn wir diese Sprache für sich selbst sprechen lassen, ohne unsere eigenen Realitätsmodelle in sie hineinzuprojizieren, so erzählt sie uns die faszinierende Geschichte unserer kulturellen Herkunft – eine Geschichte, die zu sehr viel mehr Hoffnung berechtigt als die herkömmlichen Klischees.